

AUSGABE 8 / JUNI 2002 / TAMUS 5762

€ 0,75

WWW.NUNU.AT



NEWS ÜBER UNS



HÄUPL im Interview:

„Kämpfe weiter für ein Haus
der Geschichte“

INHALT



EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

vor kurzem ist Ihnen ein Brief ins Haus geflattert mit der Bitte, ein **NU**-Abo für wohlfeile zwei Euro zu lösen. Hier und heute bedanke ich mich bei Ihnen aus vollem Herzen. Viele, sehr viele haben den Betrag überwiesen und damit einen kleinen Beitrag geleistet, um die Zeitung weiter zu betreiben. Es ist für eine private Initiative nicht gerade leicht, auch nur ein solch kleines Medienprodukt, wie es **NU** darstellt, zu finanzieren. Da hilft jeder Euro. So hoffe ich auch auf all jene, die bisher noch nicht eingezahlt haben. Daher an dieser Stelle der Hinweis auf unsere Kontoverbindung: „Arbeitsgemeinschaft Jüdisches Forum“, Creditanstalt-Bankverein (BLZ 11000), Konto Nummer 0857-39233/00. Zwei „luckerte“ Euro, und Sie sind stolzer Abonnent von **NU**.

Zeitung machen, zeigt sich, ist wie Theater machen. Der australische Regisseur Barrie Kosky, den Saskia Schwaiger für das vorliegende **NU** getroffen hat, meint über die Arbeiten zu seinem neuen Stück „Dafke!!“ im Wiener Schauspielhaus: „Theater machen ist, wie wenn du eine gute Bouillabaisse zubereitest. Du nimmst Gemüse, von jedem ein bisschen und wirfst es in einen Topf. Du weißt, was alles drinnen sein wird, aber erst am Schluss weißt du wirklich, wie es schmeckt“. Tja, genau so ist es mit einer Zeitung. Ich kann Ihnen gerne sagen, welche Zutaten wir in **NU** Nummer acht hineingetan haben. Ob das liebevoll zubereitete Gericht Ihnen schmeckt, müssen Sie selber beurteilen.

Helene Maimann hat im März Leon Zelman begleitet, als eine von ihm betreute Gruppe von achtzig ehemaligen Österreichern vom Bundespräsidenten empfangen wurde. Viel Emotion steckt in dieser Geschichte. Vom gerührt weinenden Präsidenten, bis zum empörten Leon Zelman, der nicht verstehen will, dass sein Lebenswerk, das Haus der Geschichte im Palais Epstein, keine Unterstützung von den Parlamentariern,

- Seite 4** **INTERVIEW** **Michael H. Upl**
Petra Stuibler sprach mit Wiens Bürgermeister über ein Haus der Geschichte am Wiener Ring.
- Seite 8** **HINTERGRUND** **Haus der Geschichte**
Warum die Diskussionen bis heute zu keinem Ergebnis geführt haben.
- Seite 9** **PORTRÄT** **Leon Zelman**
Helene Maimann über den Leiter des „Jewish Welcome Service“ Leon Zelman
- Seite 13** **RELIGION** **bertritt zum Judentum**
Alexia Wernegger sprach mit Oberrabbiner Eisenberg über jene, die Juden werden wollen.
- Seite 16** **BEISPIEL 1** **bertritt im Familienpack**
- Seite 17** **BEISPIEL 2** **Der Hordenlauf der Frau T.**
- Seite 19** **PORTRÄT** **Georg Chaimowicz**
Margaretha Kopeinig sprach mit dem Wiener Künstler über Politik und Antisemitismus in Österreich.
- Seite 23** **SPORT** **Jüdischer Fußball**
Peter Menasse über Wiens jüdische Fußballmannschaft „Maccabi“.
- Seite 26** **KULTUR** **Jüdisches im Wiener Schauspielhaus**
Saskia Schwaiger über Barrie Koskys neues Stück „Dafke!!“
- Seite 28** **DIASPORA** **Auswanderer im Internet**
Peter Menasse über ein burgenländisches Erinnerungsprojekt im Internet.
- Seite 29** **KOLUMNE** **Alltagsgeschichten**
Erwin Javor über die Qual der nächsten Nationalratswahl, ein europaweites jüdisches Treffen in Brüssel und die Budgetprobleme der Kultusgemeinde.
- Seite 32** **KOMMENTAR** **Was ist jüdisch?**
Martin Engelberg über jüdische Identität, Teil II.

allen voran Präsident Heinz Fischer findet. Petra Stuibler hat daraufhin Bürgermeister Michael Häupl zum Epstein interviewt und ihm deutliche Worte entlockt. Er werde für das Projekt kämpfen, bis die Bagger auffahren, meint Wiens erster Mann und stellt sich damit gegen den Plan, im geschichtsträchtigen Palais an der Ringstraße ein „Haus der Sekretäre“ einzurichten.

Alexia Wernegger hat mit Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg über Übertritte zum Judentum gesprochen. Ihr Versuch, darüber hinaus die Motive der neuen Gemeindemitglieder an Hand von Beispielen zu erzählen, wäre fast gescheitert. Wenige wollen über den mühevollen Weg und ihre persönlichen Beweggründe reden. Zwei anonym bleiben wollende „Neujuden“ geben letztendlich ein eindrucksvolles Bild von den Mühen der Übertritts-Ebene.

Margarethe Kopeinig, die ich herzlich in unserem **NU**-Team begrüße, hat den Maler Georg Chaimowicz porträtiert und interviewt. Der Kämpfer gegen Ignoranz und Kleinbürgertum formuliert wie gewohnt geradlinig: „Wien ist eine Art Alpenzoo, in dem die Tiere wild werden. Wenn sie nicht wild sind, raunzen sie“.

Rechtzeitig zur Fußballweltmeisterschaft meldet **NU** sich mit einem Bericht über das glorreiche Team Maccabi, das nur widrigen Umständen wegen derzeit in der zweiten Klasse B und nicht in Südkorea kickt.

In seinem Kommentar fordert Martin Engelberg von der jüdischen Gemeinde ein neues Interesse an der hebräischen und jiddischen Kultur, der jüdischen Geschichte und an einer, dem kulturellen Pluralismus verpflichteten Kulturpolitik der Diaspora.

Erwin Javor befasst sich gewohnt pointiert mit Beispielen, von wie er meint „undifferenzierter Meinungsmache“ wider der israelischen Politik.

Sie finden also ein mit vielen Zutaten versehenes **NU** Nummer acht. Möge es Ihnen schmecken, was wir da zusammen gebraut haben. Guten Appetit wünscht Ihnen

Peter Menasse
Chefredakteur

Leserbriefe:

„Bin durch einen Freund auf Ihre Zeitschrift aufmerksam geworden. Beim Lesen der mir vorliegenden Märzausgabe stellte ich fest, endliche eine aufgeschlossene, kritische jüdische Zeitschrift in Händen zu halten. Selbst Journalistin jüdischer Herkunft ist es für mich sehr wichtig, alle Möglichkeiten an sachlicher Information auszunutzen, die sich mir anbieten. Ich ersuche Sie daher, mir in Zukunft die Zeitschrift NU zuzusenden“.

Sabine Derman, Wien

„Ich bin bei einem kürzlichen Wien-Aufenthalt auf Eure sympathische Zeitschrift gestoßen und würde mich über eine Zusendung an meine Pariser Adresse freuen“.

Danny Leder, Paris

„Als langjähriger Leser von „Die Gemeinde“, „Bund“ und anderer jüdischer Zeitungen fiel mir diesmal zum ersten Mal ein Exemplar von NU in die Hand, wobei der Aufmacher „Die Krise in Israel“ sehr aktuell ist. Ich schlage die Zeitung auf und wer ist dort abgebildet? Der Dr. Haider! Wer sieht mir auf der nächsten Seite entgegen? Der Dr. Haider! Eine bessere Werbung kann sich das „einfache Parteimitglied“ gar nicht wünschen. Es ist wohl eine negative Reklame, doch langsam sollte es sich schon herumgesprochen haben, dass diese oft wirkungsvoller ist, als jemanden hochzujubeln.“

Ohne Absender, Wien

**Die Redaktion behält sich vor,
Leserbriefe zu kürzen.**



Häupl: „Vielleicht hätte ich darauf drängen sollen, daß das ein Thema für die ganze Partei wird“

„Werde kämpfen, bis die Bagger auffahren“

| Wiens Bürgermeister Michael Häupl erklärt im „Nu“-Interview seine uneingeschränkte Unterstützung für ein „Haus der Geschichte“ im Wiener Palais Epstein und kritisiert dabei offen SPÖ-Nationalratspräsident Heinz Fischer. |

Von Petra Stuiber

„NU“: Herr Bürgermeister, der stellvertretende SPÖ-Vorsitzende, Nationalratspräsident Heinz Fischer, hat erst kürzlich wieder bekräftigt, dass das Palais Epstein für das Parlament nutzbar gemacht wird. Ist die Sache also entschieden? Häupl: Nein. Es hat innerhalb der SPÖ eigentlich nie eine Meinungsbildung gegeben. Präsident Fischer ist der Auffassung, dass dieses Wiener Ringstraßenpalais in unerlässlicher Weise für parlamentarische Mitarbeiter, also Parlamentssekretäre, zu nutzen sei. Während ich und die Wiener SPÖ der Auffassung sind,

dass sich das Palais aufgrund seiner Geschichte und geografischen Lage als Haus der Geschichte geradezu anbieten würde.

Die vier Parlamentsparteien haben bereits 1998 einstimmig beschlossen, dass sie das Palais Epstein für sich wollen – trotz einer Studie im Auftrag des damalige Wissenschaftsministers Caspar Einem, die ergab, dass dieses Palais geradezu ideal wäre für ein Haus der Geschichte. Hätten Sie sich eine Diskussion im Vorfeld, auch in der eigenen Partei, gewünscht?



Häupl: „Auch in der Bundesregierung gibt es Leute, die meine Idee unterstützen“.

Natürlich. Ich hätte vielleicht selbst ein bisschen mehr darauf drängen sollen, dass es zu einem Thema für die gesamte Partei wird. Ein Gespräch mit mir in der Causa wurde immer abgelehnt. Man hat mich sogar ein bisschen in die Irre geführt.

Inwiefern?

Man hat mir mitgeteilt, das Parlament brauche das Palais unbedingt für den Bundesrat. Daraufhin habe ich mich sehr bemüht, für den Bundesrat eine Alternative zu suchen. Als ich diese gefunden habe, hat man mir gesagt, der Bundesrat wolle gar nicht ausziehen, man brauche das Haus eigentlich für die parlamentarischen Mitarbeiter. Das ist auch nicht gerade die allerfeinste englische Art, miteinander umzugehen.

„Man“ ist in diesem Fall Präsident Fischer? Hat er Ihnen eine falsche Information gegeben?

Wie dem auch sei – es ist sinnlos, vertanen Chancen nachzuweinen. Ich nehme Präsident Fischers jüngste Erklärung zur Kenntnis, sage aber gleich dazu: Für mich ist dieses Thema deshalb noch lange nicht beendet.

Was werden Sie tun?

Ganz einfach: Ich werde mich bis zu dem Tag, wo dort die Bagger auffahren, bemühen, dass man doch noch das Haus der Geschichte im Palais Epstein durchsetzen kann. Ich hoffe doch sehr, dass keiner aus einem Justament-Standpunkt heraus ausgerechnet in diesem Palais ein Haus der Sekretäre errichten will. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Es geht hier nicht um einen SPÖ-internen Streit. Das ist nicht der Punkt. Ich meine, dass für die Entwicklung und das Image der Stadt ein Haus der Geschichte wesentlich zuträglicher wäre. Ich weiß auch, dass es in der jetzigen Bundesregierung Leute gibt, die meinen, das sei eine ganz vernünftige Geschichte – und nicht nur ein Spleen des Wiener Bürgermeisters.

Welche Leute sind das?

Na, das werde ich vorerst einmal schön für mich behalten. Denn diese Leute sollen ja noch unterstützend wirken können. Wenn ich jetzt sagen würde, dieser oder jener Minister ist dafür, dann ist der ja leider sofort – mit Verlaub gesagt – politisch erledigt.

Präsident Fischer argumentiert, erst als die Nutzung des Palais Epstein für das Parlament festgestanden sei, habe Leon Zelman ein Haus der Geschichte an demselben Ort gefordert...

Das ist einfach nicht wahr. Der Vorschlag von Leon Zelman, der ursprünglich von einem „House of Tolerance“ gesprochen hatte, liegt ja seit langer Zeit auf dem Tisch. So lange, dass Caspar Einem immerhin gegen den damaligen Beschluss im Ministerrat, das Epstein dem Parlament zu geben, demonstriert hat – mit Verweis auf den Zelman-Vorschlag.

Was genau verstehen Sie eigentlich unter einem „Haus der Geschichte“?

Gerade das Epstein würde sich für eine gewisse Doppelgleisigkeit anbieten. Einerseits sollte es durchaus einen gewissen musealen Charakter haben: Wesentliche Symbole aus der Nachkriegsgeschichte Österreichs, aber auch aus der Zwischenkriegszeit, wurden bisher

nicht systematisch gesammelt. Wir haben Fotos, wir haben Filme – etwa über die Unterzeichnung des Staatsvertrages, auch über den berühmten Satz von Leopold Figl „Österreich ist frei“ – aber es gab bisher weder Platz noch Gelegenheit, das darzustellen. Die geplante Ausstellung „50 Jahre Staatsvertrag“ ist zweifelsohne eine gute Gelegenheit, diese Dinge zusammenzutragen. Ich würde es nur vorziehen, wenn diese Ausstellung eine permanente wäre, wo man die Möglichkeit hat, anhand von symbolischen Beispielen, Geschichte zum Anschauen, vielleicht sogar zum Angreifen, darzustellen.

Nach meiner Vorstellung sollte dies zurück in das 19. Jahrhundert gehen, da die großen Konflikte des 20. Jahrhunderts ihren Anfang hatten: die Entstehung des Nationalismus, Nationalismus versus Internationalismus in der sozialen Frage, immer verknüpft mit Antisemitismus, die Darstellung dieses Konflikts in der Kultur, ja, in der ganzen Kulturproduktion – bis hin zur Hybris des Nationalismus, dem Nationalsozialismus und dem industrialisierten Völkermord an den Juden.

Sollte auch die jüngste Zeitgeschichte Platz finden?

Natürlich. Die Widersprüche der Nachkriegszeit in Sachen Wiedergutmachung – bis hin zum erst kürzlich geschlossenen Restitutionsvertrag. Aber auch die Waldheim-Debatte, die eine wesentliche Rolle gespielt hat – bis hin zum Auftreten von Jörg Haider, der ja ein Vertreter des alten Nationalismus ist, auch wenn er ihn immer modern zu verbrämen trachtet.

Was ist der zweite Bereich des Hauses, von dem Sie gesprochen haben?

Es muss ein Ort der Begegnung sein. Schüler aus ganz Österreich sollen bei ihren Wien-Wochen hier herkommen, Klassen sollen Projekte machen, Studenten hier arbeiten, Wissenschaftler forschen – das hat dann viel zu tun mit einem virtuellen Museum. Es soll ein Ort sein, wo man sich international austauschen kann, lernen, lehren und forschen.

Was würde die Stadt zum Haus der Geschichte beitragen?

Ich bin gerne zu einem finanziellen Beitrag bereit – aber ich werde mich hüten, das an den Beginn einer Diskussion zu stellen. Vor allem vor dem Hintergrund, dass man nicht weiß, was das kostet – sonst tragen wir die gesamten Kosten. Wir kennen dieses Spielchen ja schon.

Warum gibt es solche Widerstände von Seiten des Parlaments? Ist das Bequemlichkeit oder mangelndes Geschichtsbewusstsein?

Nein, das möchte ich wirklich nicht unterstellen. Ich glaube eher, es handelt sich hier um die Haltung: Wir haben das jetzt beschlossen, da kann nicht einfach ein Bürgermeister daherkommen und sagen, wir machen das aber anders. Das ist ein bisschen „Mir san mir-Mentalität“.

Sie könnten ja auch nachgeben – und an anderer Stelle ein Haus der Geschichte errichten.

„Es gibt so etwas wie einen Genius Loci. Man hat auch das Holocaust Denkmal nicht auf die Mülldeponie gestellt.“

Natürlich könnte man das – man kann ja alles machen. Man hätte ja auch das Holocaust-Mahnmal zur Mülldeponie hinausstellen können. Aber verstehen Sie denn nicht, worum es geht? Man muss ja so etwas auch spüren, dass es für bestimmte Dinge so etwas gibt wie einen Genius loci. Das Palais Epstein ist ja nicht irgendein

Haus, sondern ein Symbol für den Aufstieg des jüdischen Bürgertums zu einer sehr wesentlichen, gestalterischen Kraft in diesem Land. Dafür ist es einerseits Symbol. Dann war es Sitz der Kommandantura – das waren ja keine 10 leichten Jahre für Österreich nach der Niederschlagung des Faschismus. Später ist es ein Haus der Bildung geworden. Dieses Haus hat ja eine Geschichte, einen Geist, der an diesem Ort wohnt. Und es passt auch von der Geografie her – von der Silberkammer bis zum Museumsquartier haben wir hier eine Kulturmeile einzigartigen Ausmaßes. Ein bisschen Gefühl sollte man für unsere Geschichte schon entwickeln.

Die Darstellung der Shoah allein wäre Ihnen zu wenig? Wenn Sie einen so umfassenden Geschichtsbegriff haben, trifft sich das ja gut mit den Vorstellungen von Frau Minister Gehler für die Staatsvertragsausstellung 2005...

Das ist gut möglich. Die Grundidee wird sicherlich nicht sehr verschieden sein. Davon bin ich überzeugt.

Was ist anders?

Das weiß ich nicht. Ich kenne das Grundkonzept noch nicht. Es wird nicht zuletzt davon abhängen, wie die personelle Zusammensetzung der Historiker aussieht. Historiker sind ja keine wissenschaftlichen Neutra.

Aber es gibt bereits eine Kommission für 2005, von Gehrler eingesetzt, bestehend aus den Herren Manfred Rauchensteiner, Kurt Scholz, Stefan Karner und Wilhelm Brauneder. Gegen diese freihändige Besetzung durch die Ministerin haben namhafte Zeitgeschichtler wie Erika Weinzierl bereits heftig protestiert.

Ja, ich weiß. Lassen wir das zunächst einmal so stehen. Es weiß ja auch jeder, dass diese vier sicherlich keine Ausstellung machen werden. Das werden ja wohl Experten machen – und da kann ich mir nicht vorstellen, dass man ernsthafter Weise hier an Frau Professor Weinzierl vorbeigehen kann. Oder an Wolfgang Neugebauer – hier gibt es eine ganze Reihe hervorragender Leute, die zum Einsatz kommen müssen.

Ihr Parteivorsitzender Alfred Gusenbauer hat ebenfalls protestiert und gemeint, es bestehe die Gefahr, dass es hier zu einer Umdeutung der Geschichte kommen könnte – teilweise wegen der politischen Ausrichtung der Personen, die in dieser Kommission sitzen, aber auch wegen der Art ihrer Einsetzung.



Im Prinzip hat er recht. Ich setze meine Hoffnung allerdings in die Historiker, die diese Ausstellung letztlich zusammenstellen. Ich verhehle aber nicht, dass ich keine Freude hätte, wenn beispielsweise die Entstehung und die Bedeutung der österreichischen Neutralität als Staatsgründungsdokument in dieser Ausstellung nicht beleuchtet würde.

Was könnte man denn jetzt noch tun in Sachen Epstein? Soll das Parlament seinen Beschluss revidieren?

Ja. Genau das. 

Haus der Geschichte

Eine Diskussion ohne Ende.

Das vehemente Eintreten des Wiener Bürgermeisters für ein „Haus der Geschichte“ im Palais Epstein ist zwar nicht neu, löst aber eine neue Runde in der Diskussion ein.

Denn bereits 1999 stimmten alle fünf Parlamentsfraktionen (inklusive dem mittlerweile politisch verblichenen LIF) dafür, das Palais, vormals Sitz des Wiener Stadtschulrates und architektonisches Zeugnis des Aufstiegs des Wiener jüdischen Bürgertums im 19. Jahrhundert, künftig für „parlamentarische Zwecke“ zu nutzen. Erst hieß es, der Bundesrat sollte dort eine neue Bleibe finden – mittlerweile wurde umdisponiert: Das Palais Epstein wird zum „Haus der Sekretäre“, wie der Wiener Bürgermeister Michael Häupl titelt (siehe Interview). Das Palais ist im Besitz der Bundesimmobilien-gesellschaft (BIG), es wird bis 2004 umgebaut, und die Miete für die Parlamentarier wird laut Geschätzter Hartwig Chromy zwischen 18 und 19 Euro „kalt“ (also ohne Umsatzsteuer) betragen – was deutlich billiger wäre als die bisherigen Parlamentsdependancen in der Reichsratsstraße und Schenkenstraße. Das ist zumindest das Haupt-Argument von Nationalratspräsident Heinz Fischer.

Für eine überraschende Beinahe-Wende sorgte Ende April ausgerechnet der Klubobmann der FPÖ, Peter Westenthaler. Er setzte sich im „Kurier“ plötzlich doch für ein „Haus der Geschichte“ ein – freilich unter der

Bedingung, dass darin auch die Vertreibungsgeschichte der Sudetendeutschen gebührend Platz finden müsse. Gut möglich, dass deshalb in der darauffolgenden Präsidialsitzung des Nationalrates die Klubobmänner von SPÖ, FPÖ und Grünen bei ihrer ursprünglichen Meinung blieben. Jedenfalls stellte Fischer, laut Protokoll, fest, „...dass die Entscheidung betreffend die Nutzung des ehemaligen Stadtschulratsgebäudes für Parlamentszwecke zwar nach sorgfältiger Prüfung aller Aspekte ... auch in dieser Gesetzgebungsperiode mehrfach bekräftigt wurde“. Fischer selbst argumentiert, er unterstütze grundsätzlich die Idee eines „Hauses der Geschichte“ und werde sich bemühen, einen anderen Standort zu suchen. Der stellvertretende Klubobmann der Grünen, Karl Illinger, begründet seine Entscheidung so: „Unter den gegebenen politischen Umständen bin ich extrem vorsichtig. Momentan kann ein Haus der Geschichte sogar kontraproduktiv sein. Ich möchte nicht, dass dort ein revisionistisches Geschichtsbild in die Westenthaler Einzugschleife.“

Außerhalb des Parlaments scheint sich nun dennoch etwas zu bewegen: Ein prominentes Personenkomitee fordert seit Februar dieses Jahres eine „zweite Chance“ für das Epstein. Mit dabei: Architekt Gustav Peichl, Schauspielerin Elisabeth Orth, Washington-Botschafter Peter Moser – und Helmut Zilk. 

WEB!

...AUCH IM

www.nunu.at

reaktionen an:
office@nunu.at

NU
NEWS ÜBER UNS

Die Tränen des Präsidenten

| Helene Maimann über Leon Zelman |



Fotos: P. Rigaud

Der „Jewish Welcome Service“-Regisseur könnte zufrieden sein. Doch die Krönung von Zelmans Lebenswerk steht noch aus.

Für die aus aller Welt nach Wien eingeladenen Gäste, an die achtzig ehemalige Österreicher, teilweise mit Kindern und Enkeln angereist, wird der Vormittag des 19. März 2002 zu einem unerwartet emotionalen Erlebnis. Dass sie vom Bundespräsidenten in der Hofburg empfangen werden, ist allein schon Grund zum Staunen. Langsam gehen sie durch die Prunkräume der Kaiserin Maria Theresia, von liebenswürdigen Beamten begleitet, von den anwesenden Medienleuten fotografiert und gefilmt. Erwartungsvoll versammeln sie sich im Empfangsaal, dann geht die Tür auf, herein kommt ein ernster Herr, geht auf Leon Zelman zu, begrüsst ihn, legt ihm beide Hände auf die Oberarme, schüttelt vielsagend den Kopf, sagt ihm etwas sichtlich Wichtiges, klopft ihm dann noch auf die rechte Schulter, tritt vor das Mikrofon und hält eine Rede.

Thomas Klestil findet gemessene und aufrichtige Worte. Er spricht von den Schmerzen der Vertreibung, den Verlusten an Familie und Freunden, dem bitteren Schicksal des Exils, der Verantwortung der Österreicher, der Ehre, die die anwesenden Gäste der Republik erwiesen, indem sie ihr einen Besuch abstatten, fast alle zum ersten Mal nach mehr als sechzig Jahren. Dann wird sein Ton wärmer, beschwörender. „Das ist ein anderes, ein neues Österreich, ein neues Land, mit einer neuen Generation“ ruft er, breitet die Arme aus, als wollte er alle im Raum an sich drücken, schaut den Leuten ins Gesicht, die ihm gespannt zuhören, und dann fängt er plötzlich an zu weinen.

Man hat ja schon gehört, dass der Präsident nah am Wasser gebaut hat, aber die ehemaligen Flüchtlinge, viele selbst mit nassen Augen, trifft es wie ein Schlag. Klestil, von seinem

Gefühlsausbruch selbst überrascht, kommt zum Ende, ruft noch "Ein Präsident darf nicht weinen" und wird nach dem Ende des offiziellen Teils von gerührten und aufgeregten Menschen umringt. Schön hat er gesprochen, euer president, sagt eine alte Dame, sie ist weit über achtzig und hält sich kerzengerade. Er hat Herzensbildung, nie im Traum hätte sie sich so eine Begrüßung und so eine Rede vorstellen können. "Nachdem mich die Österreicher hinausgeschmissen hatten, wollte ich nie wieder zurück. Und jetzt bin ich doch da, und Wien ist wunderschön und ganz neu angestrichen, das ist wirklich eine andere Stadt, eine andere Welt."



Leon Zelman, der langerprobte Regisseur dieses Tages und dieser Woche, die sein "Jewish Welcome Service" seit vielen Jahren für vertriebene Juden organisiert, könnte zufrieden sein. Der Bundespräsident nimmt sich Zeit, hört zu, stellt Fragen, gibt Antworten, lässt sich reihum mit den Gästen ablichten, ist locker und legt den Leuten vertraulich die Hand auf den Arm. Die Woche ist schon jetzt ein großer Erfolg, und übermorgen, weiß Leon, werden diese alten Leute beim "Welser" in Grinzing die Gläser heben und mit den Heurigenmusikern singen:

*East waunns aus wird sein
Mit ana Musi und an Wein
Daun pock ma die siebn Zweschgn ein
Ehnder net.*

Leon könnte also zufrieden sein. Ist er aber nicht. Er hat vorhin vom Bundespräsidenten

gehört, dass das Parlament seinen Anspruch auf das Palais Epstein definitiv nicht aufgibt und sich das "Haus der Geschichte", das er unbedingt hier und nirgends sonst etabliert wissen will, eine andere Bleibe wird suchen müssen. Das kann er nicht hinnehmen. Er muss mit Klestil darüber reden, sofort. Die beiden Männer führen mitten im Trubel ein längeres Gespräch,

man sieht, sie kennen einander gut, Zelman beschwert sich gestenreich, Klestil legt ihm die Hand auf die Schulter, versucht zu erklären, zu begütigen.

Eine Stunde später, im Café

Griensteidl, lässt Leon seiner Empörung freien Lauf. Dass ihm, dem alten Sozi, der sozialdemokratische Nationalratspräsident so was antun kann! Wo doch der Heinz Fischer ein alter Freund ist, seit über vierzig Jahren! Das "Haus der Geschichte" wäre die Krönung von Leons Lebenswerk, es kann, es soll, es muss dort und nur dort entstehen, auf geschichtsträchtigen Boden, im jenem Hause des Juden Epstein, das der Ringstrassenarchitekt



Theophil Hansen mitten in der Gründerzeit baute. Es hat zwar in den letzten hundert Jahren viele Hausherren gehabt, darunter die Sowjets und den Stadtschulrat – aber was für eine Genugtuung wäre es,

genau hier ein „Haus der Geschichte“ einzurichten! Die Parteien sind doch dafür, und viele hohe Persönlichkeiten unterstützen ihn, von der Stadt Wien hört er nur positive Signale, wie-so geht dann nichts weiter?

Leon hat sein ganzes Leben nach Auschwitz, Mauthausen und Ebensee damit verbracht, Wien, die Stadt, in der er 1946 gestrandet war,

„als lebens -und liebenswert zu zeigen, um zu rechtfertigen, dass ich recht gehabt habe, hier zu bleiben.“ In Abgründe zu blicken, hatte er keine Lust. Von den widerwärtigen Dingen hier, dem manifesten Antisemitismus, der behäbigen Selbstgerechtigkeit, dem unerträglichen Nachkriegskonsens, den zähen Restitutionsverweigerern, den kleinen und grossen Nazis hat er lange die Augen abgewendet. „Ich sah das Schlechte an diesem Österreich nicht, weil ich es nicht sehen wollte. Mein privater Akt des Verdrängens, um leben zu können, traf sich mit den Akten der offiziellen Verdrängung auf absurde Weise.“ Kurt Waldheim setzte dem ein Ende, „er zwang mich zur Konfrontation mit meinen Illusionen“.

Waldheim machte aus Zelman einen Botschafter des guten jüdischen Willens, trotz alledem. Leon mischte sich vehement in den Konflikt zwischen dem Jewish World Congress und Waldheim ein, flog nach Amerika und erklärte, Wien sei nicht antisemitisch, die Mehrheit hätte gegen den vergesslichen Kandidaten gestimmt. Er ließ sich benützen, um etwas dafür zu bekommen: Anerkennung und Terrain für jüdisches Leben in Wien. Erinnern als Quelle eines neuen Selbstbewusstseins.

Das ist gelungen, es lag auch im internationalen Trend. Dazu gehört für ihn aber, als nächster Schritt, die Festschreibung der Geschichte dieser Republik als gelebter Sieg über das Böse, die Niedertracht, den Tod – als Sieg des Lebens, der Demokratie, der Vernunft. Und der Versöhnung. Und in dieser Geschichte sind die Juden, davon ist Leon überzeugt, ein konstitutives Element. Die Normalisierung seiner Stadt ist für ihn untrennbar verknüpft mit der Normalisierung des jüdischen Lebens. Deshalb das Epstein. Um dieser Verknüpfung ein Symbol zu verleihen.

Für Leon Zelman geschieht nichts in Österreich, das nicht auch ihn selbst tangiert. Alles hat Bezug, alles ist verwoben mit seinem persönlichen Leben, er nimmt leidenschaftlich Anteil an den Geschicken der Republik und vor allem an der Stadt, die ihm nach der Shoah eine neue Identität gegeben hat. Jene Juden, die es - wie ihn - nach 1945 hierher verschlagen hat, aber die bis heute auf ihren gepackten Koffern sitzen, zumindest mental, hat er nie verstanden. Sie stellen sozusagen das Gegenmodell zu seinem Credo dar: Sich für das Leben in

Wien zu entscheiden und alles dafür zu tun, dass es nach und nach so wird, wie es sein soll: Kosmopolitisch, offen, liberal, ein guter Platz für seine Menschen. Von nichts kommt nichts, und deshalb hat Leon Zelman seit je die ihm reichlich zugemessene Betriebs- und Beredsamkeit nach Kräften eingesetzt, um seine Ziele zu erreichen. Mit einer an Anmaßung grenzenden Gewissheit ist Leon überzeugt, dass er alle Widerstände überwinden kann. Seine Beharrlichkeit ist stadtbekannt, und seine Streitlust auch.

Was das „Haus der Geschichte“ anlangt, ist sein Ziel höchst ambitioniert. „Wien sollte“, sagte er 1999 in einem Interview, „Hauptstadt der Geschichte Europas werden.“ Und er glaubt, dass „Wien geradezu berufen ist, diese historische Aufarbeitung für die Welt sogar, nicht nur für Europa zu leisten.“ Ein fast utopisches Konzept, aber Leon hat keine Scheu vor Visionen. Und auch nicht vor großen Gefühlen. Er glaubt an die Macht der Überzeugung, des Worts. Sein Lebenswerk ist es, Wien mit seiner Geschichte, vor allem seiner jüdischen, zu konfrontieren und die Juden mit Wien zu versöhnen. Das hat er fünfzig Jahre lang beharrlich betrieben: Mit der Kulturzeitschrift „Das Jüdische Echo“, mit dem „Reisebüro City“, das seit 1963 den Tourismus nach Israel aufbaute, mit dem 1978 eröffneten „Jewish Welcome Service“. Dazu gehört: Öffentlichkeit und ein intensives Networking. Und ein Gespür für Themensetzung. In allen dreien ist Leon unbestritten ein großer Köhner.

Viele Jahre lang konnte man fast sicher sein, Leon in die Arme zu laufen, sobald man den Stephansplatz überquerte. Sein Reisebüro City, eine Dependence des Verkehrsbüros, liegt genau vis-à-vis des Domeingangs, er hat sich strategisch platziert, manche sagen, der Stephansdom befindet sich vis-à-vis von Zelman, das gefällt ihm natürlich. Leon, der Menschenfischer, begrüßte keinen, der ihm wichtig ist, ohne ihn mit einem Anliegen anzusprechen oder daran zu erinnern, dass da noch eine Zusage, ein Versprechen offen sei. Der Stephansplatz war dafür hervorragend geeignet, und da Leon viel unterwegs war, war die Trefferquote hoch. Heute läuft er nicht mehr so viel herum, sein Schritt ist langsamer geworden, aber seine Überzeugungen trägt er deswegen nicht weniger eindringlich vor.

„Mein Leben lang“, sagt er, „hab ich gepredigt, dass sich die Juden und die Nichtjuden aufeinander zu bewegen müssen, dass sich beide um einander und um diese Stadt bemühen müssen. Und dass da eine offene Sprache herrschen muss, auch und gerade von Politikern. Die Einladungen, die Österreich an ehemalige Vertriebene ausspricht und die wir vom Jewish Welcome Service umsetzen, sollen dokumentieren: Wir bekennen uns dazu, dass diese Verbrechen, diese Vertreibung geschehen sind, und dass wir mit dieser Vergangenheit endgültig gebrochen haben. Dies ist ein anderes Land geworden. Wenn der Nationalfonds Restitutionen auszahlt, dann ist das kein Geschenk, sondern Entschädigung für gestohlenes Hab und Gut. Das sollte alles klar ausgesprochen werden. Das ist der erste Schritt, um den Juden Normalität überhaupt einzuräumen. Und auch die Juden haben viele Schritte zu tun, um Normalität für sich selbst zu ermöglichen. Normalität ist das Wichtigste – und das am schwersten zu Erreichende.“

Zur Normalität der Juden, sagt Leon, gehört Selbstbewusstsein, das Wissen, wo man herkommt, das Wissen, wo man hinget, Selbstachtung und Stolz. Er ist auf vieles stolz: Dass er seinen lebenslangen Kampf gegen Hitler gewonnen hat, „weil es in Wien gegen jede Hoffnung wieder eine lebendige jüdische Gemeinde gibt, weil es ihm nicht gelungen ist, die Stadt judenfrei zu machen.“ Dass es wieder hunderte jüdische Ärzte gibt, Anwälte, Uniprofessoren. Dass der Jude Bruno Kreisky Bundeskanzler wurde, auch wenn ihm dessen „Liebesbeziehung zur FPÖ“ schweres Kopfzerbrechen bereitete. Jeder Jude, der es hier in Wien zu etwas bringt, erfüllt Leon mit Stolz. „Wir Juden sind die Erben einer Welt, die fast ganz vernichtet worden ist, wir dokumentieren die Fortsetzung. Die Juden waren hier vor dem Krieg eine Normalität, und das müssen wir uns wieder erkämpfen“. Deswegen hasst er auch das Gerede von den „jüdischen Mitbürgern“. „Wir sind Bürger, keine Mitbürger. Wir sind auch keine Minderheit. Das drängt uns alles in eine Ecke, in ein Ghetto, aus dem wir glücklicherweise herausgekommen sind.“

Wir sitzen beim Italiener um die Ecke von seinem Büro, dauernd grüßt jemand, und Leon breitet seine Träume aus. Von einem neuen Europa, das es versteht, die Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft zu verknüpfen. Von

den Jungen, seiner großen Hoffnung. „Wien soll ein Ort der Begegnung für junge Menschen sein, die die Geschichte suchen.“ Und natürlich vom Palais Epstein. Er ist nicht zufrieden, bald ist er fünfundsiebzig, und noch so viel zu tun!

Der Bürgermeister ist ein persönlicher Freund von ihm, der Altbürgermeister auch, viele Politiker, Rote und Schwarze, unterstützen ihn, die Medienleute sowieso, er ist ein vielfach Geehrter, kennt Krethi und Plethi, Bill Clinton hat ihm die Hand gedrückt, und dem Bundespräsidenten kommen die Tränen, wenn er wieder eine Gruppe von ehemaligen Österreichern begrüßt. Aber Leon ist nicht zufrieden. Ungeduldig schaut er nach vorn.

„Was willst du, Leon, du hast doch so viel erreicht.“

„Nicht genug, nicht genug!“

Einen Tag später ruft er an. „Das war ein sehr interessantes Gespräch. Aber wir haben nicht über Israel gesprochen“. „Nein“, sage ich. „Und auch nicht über die Kultusgemeinde“. „Stimmt“, sage ich. „Naja“, sagt er. „Das kannst du ja alles in meinem Buch nachlesen. Wirst du es lesen?“ „Das werde ich tun“, sage ich. „Und vergiss ja nicht, mir einen Beitrag für das nächste „Echo“ zu schreiben.“ „Ich verspreche es“, sage ich fügsam. 📧

Wer mehr über Leon Zelman erfahren will, sei auf seine Erinnerungen hingewiesen: Leon Zelman, Ein Leben nach dem Überleben. Aufgezeichnet von Armin Thurnher. Kremayr & Scheriau, Wien 1995



Helene Maimann

Nur aus Überzeugung

| Lernen, lernen, lernen: wer zum Judentum übertreten will, braucht einen starken Willen und einen langen Atem. Denn Jude oder Jüdin wird man nicht einfach über Nacht. NU sprach dazu mit Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg. |

Von Alexia Wernegger



Fotos: P. Rigaud

Vorausgeschickt sei: das Judentum kennt keine Missionierung. Wem also eines Tages einfällt, beim Tempel anzuklopfen und anzufragen, wie er/sie denn Mitglied werden könne in dieser Religionsgemeinschaft, der kann nicht damit rechnen, ein paar Tage später mit einem entsprechenden Zertifikat wieder aus der Tür hinaus zu spazieren. Wem es aber wirklich ernst ist, der wird nach entsprechender Lernzeit mit offenen Armen empfangen – unter der Bedingung, dass er/sie das Erlernte auch in die Praxis umsetzen will.

Wer den Übertritt schafft, gilt als volles Mitglied der Gemeinde – und wird die Regeln und Gebote oft wesentlicher strikter einhalten

als so manches alteingesessene Gemeindemitglied. „Man darf ihm nicht sein Leben lang vorhalten, dass er nicht als Jude geboren wurde“, hält Eisenberg dazu fest. Und: „Wir sind keine Rasse. Wenn jemand die Tora auf sich genommen hat, ist er ein Jude mit allen Rechten und sollte dafür Anerkennung und nicht Spott ernten.“

In der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien wurden in den vergangenen Jahren etwa fünf bis sechs Übertritte pro Jahr registriert. Entscheidet sich eine ganze Familie, das Judentum als neuen Glauben anzunehmen, gilt das als nur ein Übertritt. „Kandidaten“ gibt es freilich mehr – in Wien sind es

weit mehr als doppelt so viele, als dann wirklich übertreten. Manche scheitern bereits an der ersten Hürde: der abschlägigen Empfehlung des Oberrabbiners nach dem Erstgespräch, übrigens eine Tradition, die seit vielen Jahrhunderten gepflegt wird.

„Beim ersten Treffen wird gefragt, ob er/sie sich das antun will und es wird ihm/ihr abgeraten“, erklärt Eisenberg. Je strenger der Geistliche, desto öfter wird ein solches Nein wiederholt. Eines Tages aber wird der Rabbiner seine Zustimmung geben, und zwar dann, wenn ihm der Kandidat/die Kandidatin wirklich von der Sache überzeugt zu sein scheint. Eine Garantie hat der angehende Konvertit damit aber noch längst nicht in der Tasche. Nun heißt es lernen und das Leben umstellen auf die jüdischen Riten und Gebote. Denn wenn der Rabbiner das Gefühl hat, die Überzeugung sei doch nicht groß genug, kann er die Sache auch wieder abbrechen. Dasselbe gilt für den Kandidaten.

Mindestens ein Jahr muss er nun lernen und unter Beweis stellen, dass er das jüdische Leben zu seinem eigenen macht. Jüdische Gebote und Gebete müssen verinnerlicht, jüdische Geschichte muss durchgeackert werden. Außerdem gilt es, sich genügend Hebräisch anzueignen, dass man sich in Originaltexten zurecht finden kann. „Hebräische Umgangssprache zu beherrschen ist nicht notwendig“, beruhigt Eisenberg.

Damit der Kandidat nicht nur in seinem Stübchen hockt und Theorie paukt, sollte er/sie quasi von einer orthodoxen Familie adoptiert werden. Schabbat wird nun Woche für Woche gemeinsam begangen und der Neuling behutsam durch den jüdischen Kalender mit all den dazugehörigen Bräuchen geführt. Vor allem Frauen werden in die Kunst, einen koscheren Haushalt zu führen, eingeweiht. Von den angehenden Konvertiten erwartet Eisenberg übrigens nicht, dass sie das koschere Schlachten in allen Einzelheiten beschreiben können. „Wer wird denn schon einmal in die Situation kommen, ein Tier schlachten zu müssen?“ – Das wichtigste sei vielmehr, „ob sie wissen, wo die koscheren Geschäfte sind und dort auch einkaufen“.

Grundsätzlich muss der Kandidat alle Gebote annehmen. Als „Prüfsteine“ gelten die Bereit-

schaft, die Küche auf koscher umzustellen (und dabei etwa wertvolles Geschirr zu ersetzen) und – wenn nötig – den Arbeitsplatz zu wechseln, falls die Arbeitszeiten mit dem einzuhaltenden Schabbat kollidieren, so Eisenberg. Er stellt klar: „Wenn jemand am Schabbat arbeitet, erwarte ich von ihm, dass er sich einen anderen Posten sucht oder mit seinem Arbeitgeber andere Arbeitszeiten ausmacht.“ Neben der ausgewählten jüdischen Familie begleitet auch der Oberrabbiner den Kandidaten durch seine Lernzeit.

Stellt der Geistliche fest, dass dem eigentlichen Übertritt nun nichts mehr im Wege steht, gilt es eine Prüfung zu absolvieren. Fragen aus der Theorie, aber auch Praxis sind dabei zu beantworten. Frauen müssen zudem in die Mikwe, also das rituelle Tauchbad gehen. Männern steht noch vor der Mikwe die Beschneidung bevor.

Nicht alle Konvertiten haben allerdings diesen langen Weg eingeschlagen. Im Reformjudentum, das vor allem in den USA weit verbreitet ist, wird dieser Prozess stark abgekürzt – denn von diesen Gemeinden werden viele Gebote insgesamt außer Kraft gesetzt (jedenfalls aus Sicht der Orthodoxie). Hier fängt auch das Problem an: die Orthodoxie erkennt solche Übertritte nicht an. Da in Israel, aber auch in Europa die Orthodoxie das Sagen hat, könnte es dann Probleme beim Heiraten geben – aber auch bei der Anerkennung von Kindern von Übergetretenen als Juden.

„Wenn orthodoxe Rabbiner Reformübertritte nicht anerkennen, kann das zu persönlichen Problemen führen. Noch schlimmer ist es allerdings, wenn ein orthodoxes Rabbinat den Übertritt eines anderen orthodoxen Rabbinats nicht anerkennt – dort beginnt das Problem auszufern“, sagt Eisenberg. Es müsse daher alles so korrekt abgewickelt werden, dass, wenn jemand in Israel heiraten möchte, er/sie ein Zeugnis hat, das dort auch anerkannt wird.

In Wien halte man sich daher an die korrekten Vorschriften – „möglicherweise könnte man aber noch strenger sein“, meint der Oberrabbiner. Ultra-orthodoxe Rabbiner würden es darauf anlegen, dass nur ein geringer Bruchteil jener Menschen, die zum Judentum konvertieren wollen, dies auch tatsächlich tun werden. In Wien seien es etwa ein Drittel. „Ich bin

bei den Orthodoxen auf der liberaleren Seite“, sagt Eisenberg, befragt nach seiner Position. Schließlich bestehe die Wiener Gemeinde vielfach aus „nicht observanten Juden“.

Eisenberg hat sich übrigens mit einem Rabbiner aus Israel und Rabbinaten in Europa zusammen getan, um die Übertritte über die Bühne zu bringen. Denn der Kandidat muss seine Prüfung vor einem dreiköpfigen Rabbinatsgericht ablegen. Früher konnten diesem Gericht aus Mangel an Rabbinern auch religiöse und gelehrte Laien, wie etwa der Tempeldiener oder Kantor, angehören. Heute bemüht man sich, die drei nötigen Rabbiner aufzubringen. Eisenberg kooperiert daher u.a. mit Rabbinaten in Frankfurt, Brüssel, Marseille und Kroatien. „Jeder hilft dem anderen bei seinen Fällen.“

In den vergangenen Jahren seien die Übertritte vorwiegend in Europa abgewickelt worden. Immer seltener werde – jedenfalls von den Kandidaten, über die Eisenberg wacht – Israel zum Übertreten aufgesucht. Denn: „Israel möchte nicht das Land der Produktion von Konvertiten sein.“

Nach Einschätzung Eisenbergs nimmt der große Teil der Konvertiten diesen steinigen Weg übrigens einem Partner zu Liebe auf sich. Grundsätzlich unterscheidet der Oberrabbiner zwischen drei Gruppen: erstens jenen, die einen jüdischen Vater, aber keine jüdische Mutter haben und daher vor dem jüdischen Gesetz nicht als Juden gelten, sich aber auf Grund ihrer Herkunft als solche fühlen. Zweitens jenen, die einen jüdischen Partner haben. Und drittens jenen, die aus Überzeugung übertreten wollen.

Letztere bringen übrigens die besten Voraussetzungen mit. Denn Menschen, die von ihrer Abstammung und Partnerschaft nichts mit dem Judentum zu tun haben, „sind die Menschen, die meist auch wirklich bereit sind, die Gebote des Judentums auf sich zu nehmen.“ Diese Gruppe macht rund ein Viertel der Kandidaten aus.

Ein weiteres Viertel entscheidet sich auf Grund der Herkunft für die Konversion. Für diesen Personenkreis spreche, dass er bereits viel über das Judentum wisse. Andererseits wür-

den diese Menschen nur ein Judentum kennen, „das viel weniger religiös ist, als man es vom Konvertiten erwartet, da ja zum Beispiel der Vater eine nichtjüdische Frau geheiratet hat“. Sie müssen im Lauf der Lern- und Probezeit zu der Auffassung gelangen, dass sie die Gebote einzuhalten haben, so der Oberrabbiner.

Rund die Hälfte der Konvertiten hat einen jüdischen Partner gewählt, meist handelt es sich dabei um Frauen. Hier wird übrigens auch vom jüdischen Teil des Paares einiges abverlangt: er muss mit dem angehenden Juden mitlernen und beide müssen versprechen, ein religiöses jüdisches Haus zu führen.

Das zu erreichen ist gar nicht leicht, wie folgende von Eisenberg erzählte Anekdote illustriert: „Ein jüdischer Vater rät seinem Sohn, unbedingt eine jüdische Frau zu heiraten. Dieses Projekt läuft aber schief und der junge Mann verliebt sich in eine Nichtjüdin. Nachdem diese den steinigen Weg einer Konvertitin hinter sich gebracht hat und selbst überzeugte Jüdin geworden ist, heiraten die beiden. Am ersten Schabbat schlägt ihr der junge Mann vor, gemeinsam ins Kino zu gehen. Sie lehnt dies mit dem Argument, dass Schabbes sei, entrüstet ab, verbietet ihm auch zu rauchen und zündet die Schabbatkerzen an, um den Tag traditionell zu begehen. Als sich der junge Mann bei seinem Vater über die Probleme beklagt, antwortet dieser: ‚Ich habe dich ja gewarnt. Bei einem jüdischen Mädchen hättest du diese Probleme nicht gehabt.‘“ 

P.S.

Nicht leicht war es, Gesprächspartner zu finden, die über ihren Übertritt oder gar ihre nicht ganz so positive Erfahrungen in den Jahren des Lernens reden wollten. Umso größer der Dank daher an Frau T. und Frau S., die ihren Namen zwar nicht abgedruckt sehen wollten, aber doch gerne über ihren Weg ins Judentum Auskunft gaben.

Buchtipp:

Walter Homolka, Esther Seidel (Hg.):
„Nicht durch Geburt allein. Übertritt zum Judentum“,
Knesebeck Verlag, München 1995, ISBN 3-926901-80-2

Ein Übertritt im Familienpack

| Beispiel 1: |

„Das Judentum bedeutet mir sehr viel“, beginnt Frau S. (Name der Redaktion bekannt) ihr Gespräch mit NU. Warum das so sei? Es fördere das selbstständige Denken, erläutert Frau S. Frau S. heute über Dreißig, begann sich im Alter von 14, 15 Jahren erstmals mit dem Judentum zu beschäftigen. Sie fühlte sich vom jüdischen Glauben zunehmend angezogen, hatte jüdische Freunde, begann nach der Matura Judaistik zu studieren. Es war „eine Annäherung von außen“, wie sie es heute nennt.

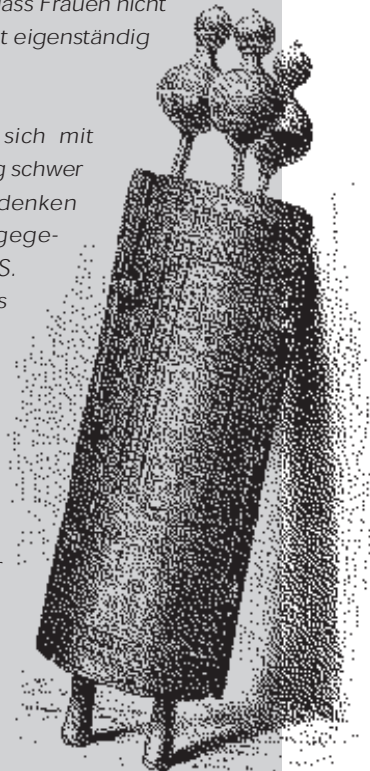
Eine Annäherung, die allerdings auch ihr Leben zu bestimmen begann. Denn Frau S. stellte auf koschere Küche um, ging in den Tempel, hielt Schabbat ein. Mit 21 heiratete Frau S. – einen Mann, der katholische Theologie studierte, sich aber – wie sie – ebenfalls intensiv mit dem Judentum auseinandersetzte und sich vor allem auf das Alte Testament konzentrierte – und gemeinsam mit ihr ein jüdisches Leben führte. Auch die beiden inzwischen auf die Welt gekommenen Kinder erzog die Familie nach den jüdischen Regeln und Geboten. Das sei aber immer schwieriger geworden – ein jüdisches Leben zu führen, ohne jüdisch zu sein.

Das Ehepaar beschloss daher, überzutreten. Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg habe ihnen ein religiöses Ehepaar vermittelt, bei dem sie beide gelernt hätten. Etwas mehr als ein Jahr später – also nach relativ kurzer Zeit – sei dann in Israel der Übertritt erfolgt. „Aber wir haben uns ja davor schon rund 15 Jahre mit dem Judentum beschäftigt, wir hatten ja schon sehr viel gelernt“, so Frau S. Der Giur als solcher sei ihr insgesamt „relativ einfach“

erschienen. Auch wenn am Beginn des Weges zum Übertritt die dreimalige Ablehnung ihres Ansinnens durch einen Rabbiner in Israel stand. Festzuhalten sei: „Es war eine sehr wichtige Entscheidung.“

Inzwischen kam vor rund einem Jahr das dritte Baby auf die Welt – das erste der Kinder der Familie S, das von Geburt an jüdisch ist. Trotz religiösem Leben und drei Kindern arbeitet Frau S. übrigens halbtags – in einer Bibliothek. Wichtig ist es ihr auch festzuhalten, „dass keine Rede davon sein kann, dass Frauen nicht gebildet sein, nicht eigenständig denken können“.

Ob ihre Familie sich mit ihrer Entscheidung schwer getan habe? Bedenken habe es schon gegeben, räumt Frau S. ein. Etwa, dass wenn man ein wirklich religiöses Leben führe, man drei Mal im Jahr nach Israel fahren sollte. Oder dass die Kinder in ihrer Partnerwahl eingeschränkt seien. Grundsätzlich hätten ihre Eltern die Entscheidung aber akzeptiert. Und heute seien ihr Mann und sie akzeptierte Mitglieder der Gemeinde, erzählt Frau S. stolz. Und dass ihr Mann im Tempel auch immer wieder zur Tora aufgerufen werde. 



Der jahrelange Hürdenlauf der Frau T.

| Beispiel 2: |

Ende Mai dieses Jahres hat sich der Wunsch von Frau T. (Name der Redaktion bekannt) erfüllt: sie trat vor dem Rabbinatsgericht zur Prüfung an, ging in die Mikwe und gilt nun als zum Judentum übergetreten. Dem voraus gingen Jahre des Lernens und der Enttäuschungen. Vor allem während der vergangenen zwölf Monate wählte sie sich zwei Mal fast am Ziel und dann kam alles doch ganz anders, erzählt Frau T. im Gespräch mit NU.

Die heute fast 27-Jährige ist auf der Suche „nach dem richtigen Glauben“, seitdem sie 14, 15 Jahre alt war. Die Religion, die ihre Eltern für sie gewählt hatten – der Katholizismus – war aus ihrer Sicht nicht das Wahre. Im Alter von 19 machte sie auf einer Reise die Bekanntschaft von zwei Chassidim und begann sich intensiv mit dem Judentum auseinander zu setzen.

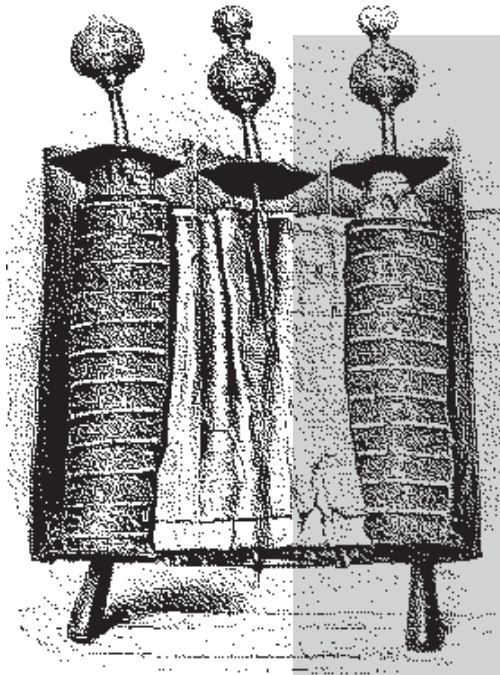
Mit 21 zog Frau T. nach Amsterdam, um dort „kulturelle Anthropologie“ zu studieren. Zu dieser Zeit nahm sie auch Kontakt mit dem Rabbinat der Kultusgemeinde in Wien auf. Oberrabbiner Eisenberg empfahl ihr einen holländischen Kollegen. In diesem Gespräch im Herbst 1996 nahm der Rabbiner – aus Sicht von Frau T. – seine Aufgabe, sie abzuweisen, besonders genau. Frau T. wurde nicht nur davon informiert, „wie schrecklich es ist, Jude zu sein“. „Er war auch irrsinnig aggressiv zu mir, sagte, alle Österreicher sind Antisemiten.“ Und dass sie irgendwann auch einmal Mutter und Großmutter sein würde und dann daran schuld sei, „wenn meine Kinder und Enkel direkt nach Auschwitz deportiert werden.“ Diesem Gespräch folgte kein weiteres.

Im Frühjahr 1997 traf Frau T. erstmals persönlich auf Oberrabbiner Eisenberg. Ihm

erzählte sie, dass sie nun nach Heidelberg gehen werde, um dort an der „Hochschule für jüdische Studien“ zu studieren. Eisenberg sei „sehr nett“ gewesen, das Gespräch positiv verlaufen. Sie müsse nun „lernen und sich einen Lehrer suchen“, meinte er. In Heidelberg – inzwischen war Frau T. 22 – suchte sie den dort ansässigen Rabbiner auf. Dieser nahm aber nur angehende Konvertiten an, die bereits ein Jahr bei jemand anders gelernt hatten. Nach Wien zurückgekehrt, lernte sie zunächst einige Monate bei einem Kantor, später bei einem „sehr netten, älteren Lehrer“, wo sie aber das Gefühl hatte, „es geht nichts weiter“.

Mit 23 Jahren machte Frau T. Bekanntschaft mit dem israelischen Rabbiner Yosef Avior, neben Eisenberg einer jener Geistlichen, die in Österreich das Rabbinatsgericht abhalten. Mit 24 ging Frau T. im Sommer nach Jerusalem, um dort einen Sprachkurs zu absolvieren. Nach Wien zurück gekehrt, fand sie erst nach einer Weile eine geeignete Pädagogin. Diese unterrichtete bereits zwei andere junge Frauen und so konnten sich die Studentinnen die Kosten teilen.

Nach einem Jahr befand diese Lehrerin, dass Frau T. aus ihrer Sicht alles Nötige gelernt habe. Inzwischen hatte es jedoch begonnen, „extrem unangenehm“ zu werden, erzählt Frau T. Sie sei etwa von der IKG nicht davon informiert worden, dass sich Rabbiner Avior erneut in Wien befunden habe. Durch Zufall habe sie davon erfahren und sich mit dem Rabbiner doch noch kurz vor dessen Abreise einen Termin ausmachen können. „Man hat mich offenbar einfach nicht auf die Liste geschrieben.“



Im Mai des Vorjahres dann einmal zunächst die große Erleichterung: Oberrabbiner Eisenberg habe ihr zugesagt, dass sie Ende Juni den Übertritt machen könne. Dieser Termin platzte. Im Juli flog Frau T. nach New York, teilte Eisenberg vor ihrem Abflug aber mit, dass sie ihren USA-Trip abbrechen würde, wenn es zu einem Termin käme. Und wirklich - es kam zu einem Juli-Termin, von dem Frau T. nur durch Zufall erfuhr. „Ich bin tatsäch-

lich extra früher zurückgekommen und habe dann nicht einmal einen Gesprächstermin bekommen“, so Frau T. Und das, „obwohl mir im Mai schon der Giur zugesagt wurde“. Man habe sie einfach am Telefon „abgewimmelt“. Zudem erfuhr sie, dass inzwischen bereits Leute übergetreten seien, die weit später zu lernen begonnen hätten.

Darauf hin sandte sie Rabbiner Avior nach Israel Fax und telefonierte auch ab und zu mit ihm. Außerdem bemühte sie sich im Rabbinat in Wien um einen Empfehlungsbrief, um den Übertritt eventuell doch in Israel zu machen. Den Brief hatte sie nach Urgieren nach rund sieben Wochen in der Tasche. Unterdessen informierte Avior sie, dass es nach Chanukkah einen Übertrittstermin in Frankfurt gebe, bei dem sie zur Prüfung antreten könne. Als sie jedoch eine Woche vor dem Termin mit dem Rabbiner telefonierte, um die genaue Uhrzeit zu erfahren, sagte ihr dieser, sie sei leider nicht auf der Liste, weil Oberrabbiner Eisenberg kein entsprechendes Fax gesandt habe. Avior habe dann zunächst noch zugesagt, sie einzuschieben. Doch dann habe es plötzlich geheißen, das wäre

nur ein Termin für Deutsche und Belgier. „Da war ich dann mit den Nerven wirklich am Ende“, sagt Frau T.

Sie beschloss, sich nicht mehr auf Zusagen aus Wien zu verlassen und ihr Glück in Israel zu versuchen. Sie ließ dort einen entsprechenden Akt eröffnen und brachte die Sache ins Laufen. Überraschenderweise wurde ihr von Seiten Eisenbergs nun auch ein Termin in Wien Ende Mai in Aussicht gestellt - „ich beschloß, ich mache es jetzt dort, wo es sich zuerst ergibt.“ Dass der Übertritt nun geschafft ist, ist für Frau T. eine Riesenerleichterung. Doch Hürden gab es bis zum Schluss. Am anvisierten Prüfungstermin fand nicht der Giur, sondern ein Vorgespräch statt - der eigentliche Übertritt erfolgte erst am darauffolgenden Tag in Wien. Und zur Mikwe mussten die Konvertiten nach Budapest reisen, denn in Wien geben die zuständigen Rabbiner ihr Bad nicht für Übertritte her.

Zum Schluss seien aber alle „total lieb“ gewesen. Der Giur habe zehn Minuten gedauert und sei mehr eine nette Plauderei gewesen. Und die Frau des israelischen Rabbiners sei mit ihr in die Mikwe gegangen und habe ihr zuvor auch noch einmal alles ganz genau erklärt. Danach hätten alle in einem koscheren Restaurant gegessen und gefeiert. „Sie waren heute wirklich alle sehr nett - der Schweizer Rabbi, Avior und seine Frau und Eisenberg“, so Frau T. kurz nach dem Giur zu NU.

Enttäuscht ist Frau T. dennoch. Sie wünscht sich, dass es für Übertritte künftig klare Richtlinien gäbe, am besten eine eigene Kommission. Derzeit sieht sie in Wien vor allem „Freunderlwirtschaft“ am Werk. Das sei im Fall von Konvertiten, die keine Lobby hätten und auch nicht wüssten, an wen sie sich wenden könnten, wenn etwas schief laufe, „untragbar“. Ihr neues Leben lässt sich Frau T. dadurch allerdings nicht vermiesen. Sie wird es nach den Regeln und Geboten des Judentums leben. 

„Schlagobersübertünchter Geschichtsm II“

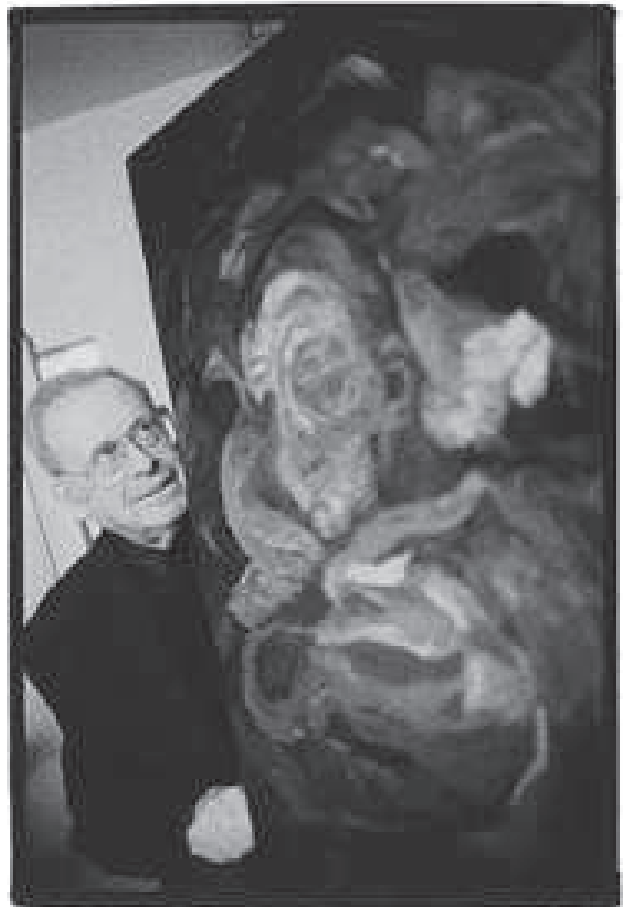
| Georg Chaimowicz über die Politik in Österreich, sein Leben, seine Erfahrungen in Wien und seine Rolle als jüdischer Künstler. |

Von Margaretha Kopeinig

Georg Chaimowicz ist ein Künstler, in dessen Schaffen die Auseinandersetzung mit der Schoah, dem Neonazismus und Antisemitismus einen hohen Stellenwert einnimmt. Konsequenter setzt er die Form als politisches Argument ein. Permanent bezieht er Stellung, und hält mit seinem unüberschaubaren Oeuvre den Menschen einen Spiegel vor. Obsessiv verfolgt er das Zeitgeschehen, um dieses und die damit verbundenen Enttäuschungen in satirischen Tusche-Zeichnungen zum Ausdruck zu bringen, oder – was häufig geschieht – auf einem weißen Blatt Papier in Nichts aufzulösen. Als Absage an traditionelle Bildhaftigkeit auf der Suche nach dem Wesentlichen.

Sich Georg Chaimowicz und seiner Kunst zu nähern, heißt, sich mit seiner Biographie zu beschäftigen.

1929 in Wien als Sohn einer Fabrikantenfamilie geboren, wurde seine Kindheit durch die Nazijahre beendet. Georg entging nicht, wie sein Vater nach dem „Anschluß“ mehrmals verhaftet und wieder freigelassen wurde. Mit falschen Todesmeldungen ängstigte man die Familie, ehe die Flucht über Brunn, Prag, Amsterdam nach Bogotá gelang. Trotz schwerer Krankheit begann der Zehnjährige noch während der Reise nach Kolumbien Notizen und Skizzen anzulegen. Ruhelos zeichnet er nach seiner Vertreibung, was er sah und erfuhr. Georg wurde in eine Militärschule gesteckt; ein Jahr später besucht er die Escuela de Bellas Artes de la Universidad Nacional. Mehrere Schulwechsel folgten, bei den katholischen Maristen, einer Ordensgemeinschaft, ist er antijüdischen Vorurteilen ausgesetzt. Im letzten Jahr seines Aufenthaltes in Kolumbien studiert er wieder an der Escuela de Bellas Artes.



Fotos: P. Rigaud

Chaimowicz: „Ich bin kein politischer Bürger. Ich bin umgeben von politischen Würgern“

1949 kehrt Georg Chaimowicz mit seiner Familie nach Wien zurück und macht die Aufnahmeprüfung an der Akademie der Bildenden Künste. Er studiert bei Sergius Pauser, Herbert Boeckl und Martin Polasek. 1995 gibt er seine Diplomarbeit „Steinernes Selbstbildnis – Psalm 129“¹ ab, ein Selbstbildnis in düsteren Farben, auf der Stirn einen Davidstern tragend. Danach folgen längere Aufenthalte in Paris und in Vence in Südfrankreich, wo er heute noch zeitweise lebt.



Chaimowicz, Kopeinig (re): „Österreich ist eine Mischung von Geschichtsmüll und Schlagobers“

Durch unermüdliches Schaffen und zahlreiche Ausstellungen macht sich Georg Chaimowicz einen Namen als wichtiger Vertreter jüdischer Kunst im deutschen Sprachraum. Seine Werke finden sich in vielen österreichischen und ausländischen Sammlungen zeitgenössischer Kunst und haben einen festen Platz in der internationalen Kunstszene. Aus Anlass seines 70. Geburtstages wurde er mit einer Retrospektive im Jüdischen Museum geehrt.

Ruhe gibt es im Leben von Georg Chaimowicz nicht. Nach überstandener Krankheit im vergangenen Jahr setzt er seine Schaffensperiode fort. Sich abzufinden ist seine Sache nicht. In einer neuen Wanderausstellung „Aufstand der Anständigen - Quo vadis Austria?“, die seit 2001 läuft und in diesem Jahr in mehreren deutschen Städten zu sehen ist, 2003 nach Frankreich geht und abschließend in Wien gezeigt wird, stellt Chaimowicz graphisch dar, wer die Anständigen und wer die Anderen sind: „Kleinbürgerliche Dummköpfe, die auf alle leeren tagespolitischen, rassistischen, ausländerfeindlichen und wirtschaftlich neoliberalen Parolen hereinfallen“, gibt der Ausstellungskatalog Antwort. Mit spitzer Feder skizziert Georg Chaimowicz seine Feinde als skelettierte Stahlhelmtträger und sieht Österreich als „juristischen Flugzeugträger“ des Rechtsextremismus in Europa.

„Was veranlasst den Künstler, derartig zu polarisieren?“, fragt die Wiener Kunsthistorikerin und Chefkuratorin im Jüdischen Museum Felicitas Heimann-Jelinek. „Was treibt ihn überspitzte Formulierungen für eine Situation zu fin-

den, die vorgeblich doch auf einem demokratischen Konsens basiert?“ Ihre Antwort: „Vielleicht Erfahrung, bittere Erfahrung, Weisheit, politische Intelligenz, die einfach weiß, dass auch Noch-Ungesagtes gesagt werden wird, Noch-Nicht-Getanes getan werden wird, die einfach weiß, dass der Schritt ‚vom Gedanken zu Tat‘ letztlich nur ein erschreckend kleiner ist.“

Herr Chaimowicz, was verbinden Sie mit Ihrer Kunst?

Alles. Eine Definition überlasse ich den anderen.

Stört Sie das Etikett politischer Künstler?

Das ist das Leben. Man kann sich von den Geschehnissen nicht frei machen. Ich bin kein politischer Bürger. Ich bin umgeben von politischen Würgern. Das ist das Schreckliche.

Das Leben in Wien, wie ist das für Sie?

Wien ist eine Art Alpenzoo, in dem die Tiere wild werden. Wenn sie nicht wild sind, raunzen sie.

Was fällt Ihnen zur politischen Situation in Österreich ein?

Österreich ist eine Mischung von Geschichtsmüll und Schlagobers, ein schlagobersüberfüllter Geschichtsmüll. Wenn man sich die Groteske anschaut, ist das bedrückend. Es ist schwer, die Dummheit der Bevölkerung nachzuvollziehen. Die Leute sind betroffen, auch jene, die die Regierung nicht gewählt haben. Aber was machen sie dagegen?

Und, was machen Sie dagegen?

Ich setze mein Wesen ein, das heißt, meine Kunst. Wenn es sein muss, agiere ich physisch. Demokratie wird sehr oft missverstanden.

Inwiefern?

Es wird auf eine Mehrheit gepocht. Aber was ist diese Mehrheit? So gesehen war auch Hitler ein Demokrat. Dann ist Haider ein Demokrat. Dass niemand aufsteht gegen so jemanden wie Haider! Im Kasperltheater applaudiert man, oder man schreit pfui. Bei uns gibt es den Stammtisch. Haider redet dem Stammtisch nach dem Mund. Dieses Österreichische liegt tief verwurzelt im Denunziantentum, im Neid, im Abzockertum – und das wurde mit der Entstehung des barocken Menschen geschaffen. Das konterreformatorische Barock macht den Kern nicht sichtbar.

Welchen Stellenwert hat das Judentum für Sie, und was leiten Sie daraus ab?

Als ich aus dem Exil zurückkam, wollte ich als Externer auf die Akademie. Dann hieß es, bei uns kann man nicht von hinten rein. Ich wusste gar nicht, was das bedeutet. Ich hatte ja schon zwei Jahre Kunst-Studium in Kolumbien hinter mir.

Sie machten doch die Aufnahmeprüfung?

Ja. Ich erinnere mich, wie das Kollegium aufgestanden war und sagte, solche Abgabearbeiten noch nie gesehen zu haben. Das half mir aber nicht. Ein Professor meinte zu einem

ten wird er nicht können. Danach hieß es, malen wird er nicht können. Das ging so weiter. Eines Tages zog ich mich in ein Atelier zurück, das ich mir mietete. Und ich arbeitete pausenlos, Tag und Nacht.

Sie blieben bis zum Diplom?

Als die Arbeiten für das Diplom eingereicht wurden, war für meine kein Platz. Ich musste meine auf den Boden stellen, die anderen hingen an der Wand. Als Diplomarbeit reichte ich unter anderem das Ölbild „Steinernes Selbstbildnis“ ein mit dem dazugehörigen Psalm 129¹. Dann kam das große Fragen: Warum



Chaimowicz: „Bis zum heutigen Tag ist die Tendenz dieselbe. Man wird diskriminiert. Nur ist das Gesicht ein anderes“

Kollegen: „Polasek, unterrichten Sie ihn. Aus dem Judenpinkel wird sowieso nix.“ Da habe ich kapiert, was los ist, und es kochte in mir. Alle anderen Schüler wurden akzeptiert für Ausstellungen, für Ehrungen. Nur ich nicht.

Wie war es dann für Sie während des Studiums?

Wir mussten Naturstudien machen. Daraufhin nannte man mich den Meister der Naturstudien. Gleichzeitig fügten sie hinzu, aber gestal-

das? Meine Antwort war ganz einfach: Ich habe ein großes Hinterland. Es wurde mir der Meisterschulpreis zuerkannt, nicht der Staatspreis – und da waren plötzlich ein paar Schüler böse auf mich, weil der Meisterschulpreis schon in fixen Händen war. Der musste dann einer jungen Dame weggenommen werden. Das wusste ich aber nicht. Kurzum, so war das Diplom da. Doch bis zum heutigen Tag ist die Tendenz dieselbe. Man wird diskriminiert. Nur das Gesicht ist ein anderes.

Was haben Sie sich nach Ihrer Rückkehr von Kolumbien nach Österreich erwartet?

Ich war versöhnlich, das war meine Haltung. Ich dachte mir, dieses Volk ist gefallen, sei gnädig, strecke die Hand aus. Sie haben sie genommen und haben mich beschimpft. Ich war so einer von den freien Österreichern. Eine Gruppierung, die von Illusionen lebte. Das Land verdankt Leuten, wie ich es bin, dass es Österreich heißt, und nicht mehr Ostmark. Ich merkte plötzlich, dass in mir etwas steckt, was schon in der Kindheit da war, aber nicht so reif.

Das ist?

Ich arbeitete los, unermüdlich. Ich war so besessen, alles zu dokumentieren. Ich sammelte Zeitungsberichte, Beschimpfungen, ich sammelte Briefe, einfach alles, was diese Bemerkungswelt in sich hat. Und ich zeichnete es, malte es und formte es zu Plastiken. Was aktuell ist, verarbeite ich derart, dass ich sage, es ist unglaublich, dass es nach dem Holocaust möglich ist, dass sich Menschen finden, die all das, was sich heute tut, mit Achselzucken hinnehmen. Die Gleichgültigkeit – egal wo – ist schlimmer als die Neo-Nazis selbst. Jetzt werden die Uniformen wieder aus dem Kasten geholt.

Ihre Darstellungsform ändert sich immer wieder. Vom Bildhaften über aggressiv anmutende Graphiken bis hin zum fast Bildlosen, zum weißen Blatt. Wie ist das zu verstehen?

Der Sinn der Kunst ist, die Emotion zu purifizieren. Das heißt, zum Ursprung zu gelangen. Der Ursprung der Kunst liegt im Ursprung des Wesens, des Seins. Der Ursprung, das Bildlose, ist nicht zu erreichen. Es gibt nur Wege zum Bildlosen. Meine Wege sind spitze Zeichnungen, die zum Bildlosen führen. Es gilt den barocken Zustand zu überwinden.

Das ist Ihre Botschaft?

Sicher. Den Weg, den Du benennen kannst, ist nicht der Weg. Ich bin kein Erfolgskünstler, ich wäre es gerne gewesen. Das war einmal. Mein Weg ist ein anderer. Im Nicht-Erfolg, im Zustand liegt es. Ich glaube überhaupt, dass man als Jude den Erfolg gar nicht braucht. ☹️

¹ Der Psalm 129 lautet: „Wanderlied! Sie haben mich sehr gedrängt von Jugend an – spreche Israel – sie haben mich gar sehr bedrängt von Jugend an, und mir doch nicht beikommen können. Auf meinem Rücken haben sie gepflügt die Pflüger, und lang gezogen ihre Furchen; aber Gott, der ist gerecht, der hieb den Frevlern das Seil entzwei. So stehen beschämt und weichen zurück alle Feinde Zions. Lass sie wie das Gras auf den Dächern, das, bevor man es pflückt, schon verdorret; das füllet dem Schnitter nicht die Hand und dem Garbenbinde nicht den Arm; da spricht Keiner der vorüberzieht: Gottes Segen über euch! wir segnen euch in Gottes Namen!“



Samstag kickt der Rabbi nie

| Wiens jüdische Fußballmannschaft trainiert ausschließlich Sonntags.
Anstatt Bier trinken die Spieler Tee mit Zitrone. |

Von Peter Menasse

Samstag nachmittag herrscht Hochbetrieb in den Kantinen der wenigen verbliebenen Wiener Fußballplätze. Da sitzen sie verschwitzt,

mit hochroten Köpfen, und erklären einander, warum sie das Match verloren haben, wo sie doch - „der Ball hätte nur von der Stange ins Tor springen müssen“

- wieder einmal drückend überlegen waren. Oder sie sprechen von einem glorreichen Sieg und von ihrem je individuellen Anteil daran („also mein Pass zum Rudi war schon super. Der hat ja gar nicht anders können, als einnetzen“).

Samstag nachmittag sitzt die Wiener „Unterklasse“ zusammen. Mit diesem wenig charmannten Namen werden die Ligen bezeichnet, in denen sich die Amateure des Fußballs tummeln. Allesamt sind sie verhinderte Stars, für die es nur wegen der Wirrnisse des Schicksals nicht zu größerem Ruhm und in die Champions League gereicht hat. Samstag nachmittag sind die Kantinenwirte zufrieden, servieren ein Bier ums andere und klappen die Ohren hinunter, ob der immer gleichen, so oft schon gehörten Geschichten von ballesterischem Heldentum und Sieg.

Und dann kommt der Sonntag. Die Kantinen sind geschlossen, die Wirte daheim bei der Familie. Nur einer hat nicht gesperrt: In der Rustenschacher-Allee im Wiener Prater sitzen elf verschwitzte Fußballer mit hochroten Köpfen in einem dunklen, gar nicht anheimelnden Raum und erklären einander, was Fußballer ein-

ander nach dem Match erklären und Kantinenwirte nicht mehr hören können. Auffällig an ihnen ist bloß, dass sie kein Bier vor sich stehen haben, sondern Tee mit Zitrone oder einen gespritzten Apfelsaft. Der Kantinenwirt weiß inzwischen schon, auch wenn es ihm immer noch seltsam vorkommt, dass die Juden nur sonntags spielen und keiner von denen, aus welchen Gründen auch immer, Alkohol trinkt.

Maccabi heißt sie, Wiens jüdische Fußballmannschaft, engagiert in der 2. Klasse - weit unten also in den Niederungen der Kickerhierarchie. Maccabi: Das ist eine Mischung der Generationen und gesellschaftlichen Schichten, wie sie sonst in der Liga nur bei Mannschaften vorkommt, die durch ein noch stärkeres Bindeglied als nur jenes der Liebe zum Fußball miteinander verbunden sind. Ist es bei Maccabi die jüdische Herkunft, so ist es beim F.C. Cairo ein ägyptischer Hintergrund, bei

a n d e r e n Mannschaften die türkische, die kroatische oder serbische Geburt. So spielen dann nicht Leute aus einer Clique und im etwa gleichen Alter zusammen, sondern, wie bei Maccabi, der 17jährige M a t u r a n t Dani mit dem 45jährigen

Jakob, den sie liebevoll „young man“ nennen, oder der stille Wissenschaftler Alexander mit dem lebenslustigen Sunnyboy Ilan.



Fotos: Ernst M. Stern



Bei den Spielen gegen die anderen „Minderheiten-Mannschaften“ gibt es auch die wenigsten Probleme, erzählt Ronny, der Kapitän. Wer selber um seinen Platz in einer xenophoben Gesellschaft kämpft, fühlt sich offensichtlich solidarisch mit anderen „Außenseitern“. Schwierigkeiten gäbe es eher mit den Wirtshausmannschaften, bunt zusammen gewürfelten Teams, bei denen manch einer den Rausch vom Samstagabend am Sonntag noch nicht



ganz abgebaut hat. Es ist weniger der Antisemitismus, der dann durchkommt, sondern die ganz „normale“ Brutalität. Selten, aber doch, so Ronny, käme es schon vor, dass sie von Gegenspielern provoziert würden. Einmal habe ein Bursch, nachdem er ein Tor gegen Maccabi erzielt hatte, sein Leibchen hochgezogen. Darunter trug er ein T-Shirt mit einer

Wahlempfehlung für die FPÖ. Und ein Schimpfwort in diese Richtung falle auch mitunter, wobei in den unteren Klassen - und vermutlich auch in den oberen Divisionen - verbale Aggressionen aller Kategorien locker sitzen. Wenn du schon nicht ins Tor triffst, so lautet oft die Devise, zeige dem Gegner zumindest, dass du der „Chef“ am Platz bist. Und da sind dann alle Mittel recht.

Nicht immer ist alles Antisemitismus, was scheinbar als solcher daher kommt, erzählt Ronny. Einmal habe ein Spieler der gegnerischen Mannschaft zu Tommy, einem der Ältesten bei Maccabi, gesagt, er schaue aus wie der Rabbi Jacob. Nach dem Match wollte Tommy es dann genau wissen, ging auf seinen Widersacher zu und fragte ihn streng: „Wie schau ich also aus?“ Der Andere war ganz verblüfft über diese scharfe Reaktion und sagte: „Wie der Rabbi Jacob, kennst du den Film nicht? Ich liebe diesen Typen, der ist echt stark“.

Von Tommy erzählt man, dass er schon vor mehr als zehn Jahren bei der „alten“ Maccabi dabei gewesen sein soll, damals als Junger aber nie ein „Stammleiber!“ bekam, also nicht in der Aufstellung berücksichtigt wurde. Erst in

der „neuen“ Maccabi, die sich nach längerer Unterbrechung vor vier Jahren wieder formiert hat, darf er jetzt, als weit über 40-jähriger, Sonntag für Sonntag mitkicken. Was so ein Rabbi-Image alles ausmacht....

Von einem anderen Spieler, den alle schon bedauerten, weil er nie in das Team kam, berichtet Marcel Javor, einer der Mitbegründer der neuen Maccabi: „Wir wollten unserem Ersatztormann auch einmal eine Chance geben. Im Tor war uns sein Einsatz jedoch zu riskant, daher wurde er in den letzten Minuten eines Meisterschaftsspiels im Sturm eingesetzt. Ich habe mit einem Freund herumgeblödet und gesagt: ‚Wenn der ein Tor schießt, dann gebe ich einen Kiddusch‘. Na, prompt hat er ein Tor geschossen. Und wir haben natürlich dann den Kiddusch auch wirklich gegeben“.

Sonntag auf der Spenadlwiese im Wiener Prater. Die Maccabi-Spieler sitzen verschwitzt und mit rotem Kopf in der dunklen Kantine. Der Wirt bringt kopfschüttelnd Tee mit Zitrone und zieht sich wieder hinter seine Budel zurück. Maccabi hat verloren, 2:1 gegen die Mannschaft von Juwelen Janocko, „echte Wiener“. Dabei waren sie doch die Besseren! Und wenn der eine Ball ein bisschen weiter nach links gegangen wäre, oder wenn der Schiedsrichter das elfmeterreife Foul gepfiffen, wenn sich also nicht alles gegen Maccabi verschworen hätte, der Sieg wäre ihnen nicht zu nehmen gewesen. Ja, jüdische Fußballer sind wie alle anderen auch - nur sonntags eben und mit Zitronentee. ☹️

Alle zu besprechenden und sich besprechen lassenden Siege und Niederlagen von Maccabi finden sich unter www.maccabi-wien.at



Jüdischer Fußball in Wien

Der S. C. MACCABI ist nicht der erste jüdische Fußballklub Wiens, der an einem regulären Meisterschaftsbetrieb teilnimmt. Nach dem 2. Weltkrieg gab es eine Zeitlang wieder eine Fußballsektion der „Hakoah“. Mitte der Siebziger Jahre gründete der Industrielle Jacques Schwirtz „Maccabi“. Diese Mannschaft beteiligte sich einige Jahre recht erfolgreich am Spielbetrieb des Wiener Unterhauses, ehe sich der Klub aus verschiedenen Gründen wieder auflöste.

Die Fußballsektion des bestehenden S. C. Maccabi bestritt im September 1996 ihr erstes Meisterschaftsspiel. Heimstätte ist der S.T.A.W. Platz in Wien 2, Rustenschacherallee 3-5. Die Kampfmannschaft rangiert im guten Mittelfeld der 2. Klasse b, sie wird

betreut von Josef Jedlicka, einem erfahrenen Trainer und Ex-Fußballer.

Außerdem betreibt der Club eine erfolgreiche „Unter 15-Mannschaft“ sowie die neu gegründete „Unter 8-Mannschaft“.

Während der Kader der Kampfmannschaft relativ groß ist – Verstärkungen werden natürlich gerne akzeptiert – suchen die beiden Nachwuchsteams dringend Spieler. Maccabi-Fußballer kann jeder werden, der Mitglied der israelitischen Kultusgemeinde ist oder im halachischen Sinn als Jude gilt (dessen Mutter Jüdin ist). Anfragen und Anmeldungen nehmen Herr Roth, Tel./Fax 526 15 77 sowie Herr Stern, Tel./Fax 216 46 21 entgegen. ☎



C. Gaius Maecenas (Mäzenatentum, das) 70 bis 8 v. Chr. in Rom, erster großer Förderer von Talenten im kulturellen Bereich.

Hätte er sein Vermögen bei einer guten Bank veranlagt, wäre er zu noch großzügigeren Gaben imstande gewesen.

Nur wer intelligent und nachhaltig kommuniziert, wird seine Inhalte durchsetzen.

service matters	Full Service PR-Agentur
kommunikationsberatung	Strategische Kommunikation
	Medien- und Präsentationstraining
membership matters	ECCO International Public
Relations	Limited, London
	PRVA – Public Relations Verband
Austria	PR-Group Austria
communication matters	Kollmann, Raunig & Menasse
	Public Relations GmbH
	A-1040 Wien, Kolschitzkygasse
15/14	

„Theater ist wie Bouillabaisse kochen“

| Der Chef de Cuisine, Regisseur Barrie Kosky, spricht mit „Nu“ über sein neues Stück „Dafke!“, das den Auftakt zu seiner Wiener Trilogie „Jewtopia“ bildet. |

Von Saskia Schwaiger



Foto: Schauspielhaus

Zeit ist für den australischen Regisseur Barrie Kosky ein kostbares Gut. In den letzten Tagen vor der Uraufführung seines Stückes „Dafke!“ im Wiener Schauspielhaus gibt es nur eine einzige Chance, den Regisseur außerhalb der intensiven Proben zu erwischen: Beim Mittagessen im Cafe um die Ecke. Reden, essen, rauchen, gestikulieren – Kosky schafft alles gleichzeitig: „Theater machen“, sagt Kosky und schiebt eine Gabel voll Wok-Gemüse in seinen Mund, „ist wie wenn du eine gute Bouillabaisse zubereitest: Du nimmst Gemüse, von jedem ein bisschen und wirfst es in den Topf. Du weißt, was alles drinnen sein wird, aber erst am Schluss weißt du wirklich, wie es schmeckt“. Seine ganz aktuelle Suppe hält er schon seit Monaten am Köcheln: Bereits vergangenen Sommer saß er das erste Mal mit Dramaturgin

Susanna Goldblum zusammen, vor ihnen am Boden ein Berg verschiedener Zettel, Bücher und Notenpapiere. Sie diskutierten stundenlang über Harry Houdini, Sarah Bernhardt, Franz Kafka, Theodor Herzl oder George Gershwin. Kosky: „Langsam entsteht ein roter Faden, der sich von Houdini zum Talmud zieht, verknüpft wird zu Kafka und schließlich bei der Kabbalah endet. Das hört sich vielleicht verwirrend an“, fügt er hinzu, „für mich ist es dennoch klar, widersprüchlich und ziemlich jüdisch“. Was den Zuschauer erwartet, weiß er heute, wenige Tage vor der Uraufführung auch noch nicht genau. Tatsächlich entsteht das Bild erst ganz zuletzt, wenn die Schauspieler auf der Bühne stehen. Bis dahin dauert der Prozess des Puzzlespielens – oder Suppekochens, um bei Koskys Bild zu bleiben.



Den Schauspielern, so erzählt seine Dramturgin Susanna Goldberg, verlangt er Höchstleistungen ab: Seit drei Monaten beschäftigt sich das international zusammengewürfelte Team (unter anderem: Max Mayer, Ruth Brauer, Beatrice Frey, Wiebke Frost, Airan Berg, Joey Zimmermann) mit einzelnen Texten, übt Atemtechniken und Steptanzen. Keiner der Darsteller kennt den gesamten Plot. Handlung: Zehn Personen warten in der jüdischen Hölle auf den Messiah. Ein Stück, „bei dem die Zuschauer weinen und lachen gleichzeitig“, sagt Kosky, eine „jüdische Voudeville-Oper“.

Barrie Kosky, der vor einem Jahr gemeinsam mit Airan die Leitung des Schauspielhauses übernahm, beschäftigt sich schon lange und kontinuierlich mit jüdischen Themen: In seiner Heimat inszenierte er mit einer Gruppe in Melbourne insgesamt fünf Theaterstücke und eine Oper, allesamt „sehr persönliche Stücke“, die die Diaspora-Geschichte Australiens zum Thema hatten. Seine eigenen Vorfahren stammen aus Russland, Polen, Ungarn und England. Australien, erzählt Kosky, sei die einzige Kolonie gewesen, die unter den ersten weißen Siedlern bereits eine kleine jüdische Gemeinde gehabt habe. Unter den ersten Auswanderern, die 1788 die australische Küste erreichten, seien

20 Juden gewesen. Im Gegensatz zu Europa sei die jüdische Gemeinde in Asutralien groß, stark und selbstbewusst – Antisemitismus „kaum vorhanden“.

Koskys Zugang zu Jüdischem ist die ungebremsste Neugier am Reichtum der Texte und der Musik, an den ständigen Widersprüchen: Kosky „Was ernsthaft ist, kann im nächsten Moment komisch und lächerlich sein. Juden können über sich selber lachen. Im Katholizismus wird nicht gelacht“. Das Judentum, sagt Kosky, ist „eine Reise für ein ganzes Leben“.

Die Wiener Reise hat er erst begonnen. Schon jetzt steht fest, dass „Dafke!!“ nur der ersten Teil einer Trilogie sein wird, die Kosky unter dem Titel „Jewtopia“ innerhalb der nächsten zwei Jahre am Wiener Schauspielhaus fortsetzen wird. 

„Dafke!!“, Regie und Musik Barrie Kosky, Dramaturgie: Susanna Goldberg, mit: Ruth Brauer, Beatrice Frey, Wiebke Frost, Tania Golden, Melita Jurisic, Eva Neubauer, Barbara Spitz, Airan Berg, Max Mayer, Joey Zimmermann. Uraufführung in Kooperation mit den Wiener Festwochen.

Ab 4. Juni 2002 im Wiener Schauspielhaus.

Vertrieben - Erinnerungen burgenländischer Juden im Internet

| Es konnten bloß neun befragt werden und ein paar wenige mehr werden noch dazu kommen. Bis März 1938 lebten hunderte jüdische Familien in burgenländischen Gemeinden, heute muss die Forschung die Handvoll Überlebender in der ganzen Welt suchen. |

Von Peter Menasse



Martha Gabriel mit Schwester in Argentinien, 1938



Martha Gabriel heute:
„Es ist keine Liebe zu Österreich, es ist etwas, woher ich komme“

Es ist eine ehrenvolle Aufgabe, der sich die Burgenländische Forschungsgesellschaft gestellt hat. Die Wissenschaftler aus Eisenstadt wollen die Lebensgeschichten von vertriebenen jüdischen BurgenländerInnen aufzeichnen und im Internet einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen. Buenos Aires, Montevideo, Dundee, Rockville MD, Jerusalem heißen die Städte, wohin es die Menschen aus Gemeinden wie Sauerbrunn, Deutschkreutz, Oberwart oder Großpetersdorf verschlagen hat.

Durch Jahrhunderte hatten jüdische Familien im Burgenland Zuflucht gefunden. Die Herrschaft der Esterházy im Nord- und Mittelburgenland und jene der Batthyány im Südburgenland sorgten ab dem Ende des 13. Jahrhunderts für ein friedliches Leben in bewegten Zeiten. Nach der Ausweisung der Juden aus Wien im Jahr 1670/1671 wurden die „Sheba qehillot“, die sieben heiligen jüdischen Gemeinden in Deutschkreutz, Eisenstadt, Frauenkirchen, Kittsee, Kobersdorf, Lackenbach und Mattersburg gegründet, die sich in der Folge zu den bedeutensten jüdischen Gemeinden Europas entwickelten. Mit der Zuerkennung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung im Jahr 1867 durften Juden dann auch in anderen Orten des Burgenlandes (damals Westungarn) siedeln. Sie prägten die Kultur der Region und waren ihrerseits von der Kultur ihrer Heimat geprägt. Sie waren ein Stück Burgenland, bis man sie verfolgte und vertrieb.

Die Burgenländische Forschungsgesellschaft hat im Vorjahr damit begonnen, Lebensgeschichten von Juden, die 1938 aus ihrer Heimat flüchten mussten, in Form von Interviews aufzuzeichnen. Die heute über die ganze Welt verstreuten Menschen erzählen über ihre Kind-

heit im Burgenland, über die Tage der Machtergreifung der Nationalsozialisten und von ihrer rettenden Flucht in fremde Länder. Sie berichten über den schwierigen Neubeginn und über ihre immer noch lebendigen Gefühle zum Burgenland. Ein erster Teil der Interviews ist seit April im Internet zugänglich (www.forschungsgesellschaft.at/vertrieben.htm). Es werden die Lebensgeschichten von neun Personen in Form von Kurzbiografien, persönlichen und zeitgeschichtlichen Fotos aus dem Privatbesitz der Befragten und Original-Tonausschnitten aus den Interviews präsentiert. Im Frühjahr 2003 soll eine umfassende Dokumentation von dann dreißig Lebensläufen unter dem Titel „Vergessen kann man nicht. Erinnerungen burgenländischer Juden und Jüdinnen“ in Buchform erscheinen. Eine CD-Rom ist ebenfalls geplant.

Martha Gabriel ist 1938 gemeinsam mit ihren Eltern und ihrer Schwester Gertrude aus Eisenstadt nach Argentinien geflüchtet. Wegen des Klimas hierzulande ist sie doch lieber dort geblieben, auch wenn ein Stück kleiner Liebe zu ihrer Heimat immer noch spürbar ist:

„Viele können vielleicht nicht verstehen. Es ist nicht eine wirkliche Liebe zu Österreich, aber es ist etwas, woher ich komme. Und ich habe mir Argentinien auch nicht gewählt, ich bin nach Argentinien gekommen, weil ich nirgends anders Eintritt bekommen habe. Zum Glück habe ich Glück gehabt in Argentinien, und habe schön hier gelebt, und wir leben froh und zufrieden. Aber gewählt habe ich es mir nicht. Ich habe geglaubt, ich werde mein Leben lang in Eisenstadt oder Wien sein, werde einmal heiraten, werde Kinder haben, so wie meine Vorfahren es gehabt haben, und die waren alle glücklich und froh da. Da musste jemand kommen, der ihnen was anderes gelehrt hat.“ 

Alltagsgeschichten aus der Gemeinde

Von Erwin Javor

Hurrikan ber Florida

Der frühere israelische Innenminister Dr. Josef Burg pflegte seine Reden oft mit der Schlagzeile einer Tageszeitung einzuleiten. So wurde ich einmal Zeuge, als er anlässlich eines Israel-Bond-Abends in Wien folgende Überschrift aus dem „Kurier“ verlas: „Gefährlicher Hurrikan zerstört Teile Floridas.“ Als begnadeter Redner genoss er es sichtlich, von einer zufälligen Meldung des Tages einen Bogen bis zu seiner eigentlichen Aussage zu spannen. Auch damals gelang es ihm, in Atem beraubender Weise, von Florida über Wien nach Israel zu gelangen und die Herzen und Brieftaschen seiner Zuhörer zu öffnen. Ein Gast, der gebannt seinen komplizierten Ausführungen gelauscht hatte, ging nach der Rede zum Minister und fragte: „Herr Dr. Burg, bitte erklären Sie mir, ist der Hurrikan nun gut oder schlecht für die Juden?“

Ich muss gestehen, dass auch ich die meisten Dinge an diesem Maßstab messe. Ralph Giordano nennt diese Reaktion „einen auf Grund geschichtlicher Erfahrung genetisch innewohnenden Fluchtinstinkt und ein tiefes Notwehrbedürfnis“. Die Lektüre der täglichen Kommentare in den österreichischen Medien, weckt genau diese angesprochenen Reflexe in mir.

Heutzutage folgen antijüdische Ressentiments in etwa folgendem Rezept: Man nehme die tragische Situation im Nahen Osten, vermische sie mit Halbwahrheiten, verleumde unauffällig und benenne als Zeugen ein paar jüdische Gegner der derzeitigen israelischen Regierung. Dann füge man noch eine Prise Antisemitismus hinzu, und fertig ist der Kommentar in einer Tageszeitung oder ein Bericht im ORF. Es zeugt von intellektueller Unredlichkeit,



einem derart komplexen Thema, wie dem Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern, mit Schwarzweißmalerei und unausgewogenen Schuldzuweisungen zu begegnen. Friedrich Orter beispielsweise beklagt immer wieder mit Grabesstimme im ORF, wenn palästinensische Häuser mit der Planieraupe zerstört werden, getötete jüdische Kinder sind ihm dagegen keine Erwähnung wert. Bekanntlich werden die Palästinenser im Voraus gewarnt, wenn ein Gebäude zerstört wird. Es wird in der österreichischen Presse nicht erwähnt, dass die Israelis nie mit gleicher Münze zurückzahlen, wenn gut besuchte Kaffeehäuser, Discos und Spielhallen mit Jugendlichen in die Luft gejagt werden. Auch im Hörfunk erleben wir immer wieder Beispiele von undifferenzierter Meinungsmache. Diese medial erzeugte Stimmung wird dann natürlich von einigen Politikern benutzt, um sich auf infame Weise zu profilieren. Das hat ja in Österreich bekanntlich Tradition.

Der Volksanwalt Ewald Stadler zum Beispiel erwartet von seinen Kameraden mehr Mut zu „einem enttabuisierten Umgang mit unserer Geschichte, wie dies Horst Mahler in Deutschland getan hat, der dafür auch entsprechend verfolgt wurde.“ Horst Mahler, ein verurteilter RAF-Terrorist, hat sich

inzwischen zu einem Rechtsextremisten gewandelt und verbreitet im Internet unter anderem Hetzschriften gegen Juden, die „Feinde des deutschen Volkes“. Mahler ließ sich 1970 in einem PLO-Lager ausbilden und bekennt sich heute ganz offen zu seinem Judenhass. Eine seiner Forderungen ist ein Verbot jüdischer Gemeinden in Deutschland. Am 8. Mai hat sich Volksanwalt Stadler in seiner Rede vor Österreichs Burschenschaftlern mit Mahler solidarisiert und damit eindeutig Stellung bezogen. Nebenbei ist Stadler auch Präsident der Österreichisch-Irakischen Gesellschaft und hat bekanntlich die Besuche von Jörg Haider bei Saddam Hussein eingefädelt. Im übrigen forderte Jörg Haider kürzlich dazu auf, palästinensische Terroristen in Österreich als Flüchtlinge aufzunehmen. Dieselbe Forderung finden wir im „Appell an die Bundesministerin für auswärtige Angelegenheiten bezüglich einer Aufnahme der von Israel abgeschobenen Palästinenser.“ Doch diesmal setzt sich nicht ein FPÖ-Mitglied „aus humanitären wie aus politischen Gründen“ für die Terroristen ein, sondern der Sozialdemokrat Fritz Edlinger, Generalsekretär der Gesellschaft für Österreichisch-Arabische Beziehungen.

Die Qual der Wahl

Sollte die so genannte „Sonntagsfrage“ heute an mich gerichtet werden, wäre ich komplett ratlos. Die ÖVP kommt für mich nicht in Frage. Mir genügt die Erfahrung mit der derzeitigen Koalition. Bleiben noch die Sozialdemokraten und die Grünen. Aber wen wählt man, wenn man die SPÖ wählt? Den wunderbaren Häupl oder den schrecklichen Hatzl? Die großartige Pittermann oder den selbstgerechten Swoboda? Den kleinen Edlinger oder den geschäftstüchtigen Blecha? Und wie steht der Parteivorsitzende Dr. Gusenbauer zu Israel und zu uns Juden? Dieselbe Frage könnte man an die Grünen richten. Gilt das Wort vom Parteivorsitzenden Van der Bellen, gesprochen anlässlich der hervorragend organisierten Solidaritätskundgebung für Israel am Judenplatz oder die einseitige und verzerrte Darstellung der Nahostproblematik seiner außenpolitischen Sprecherin Lunacek?

Protest in Brüssel

Erfreuliches gibt es dagegen aus Brüssel zu berichten: Erstmals haben Europas Juden eine gemeinsame Großkundgebung organisiert. 15.000 Demonstranten aus 18 verschiedenen Ländern bezeugten am 29. Mai ihre Solidarität mit Israel: Mit dem Wunsch nach Frieden wurde auch der Appell an die europäischen Regierungen verknüpft, härter gegen Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit vorzugehen.

Unter den prominenten Rednern waren Vertreter aus EU-Parlament und -Kommission, beispielsweise Roger Cukierman, Willy de Clercq, Elmar Brok und Gianfranco dell'Alba. Von jüdischer Seite sprachen unter anderem der Oberrabbiner von Paris David Messas, Beate Klarsfeld und Dr. Michel Friedman.

Auch eine österreichische Delegation nahm an dieser Kundgebung teil. Unter rot-weiß-roten Fahnen, Transparenten mit Friedensbotschaften und israelischen Symbolen versammelten sich einige Österreicher - unter ihnen die Wiener Gesundheitsstadträtin Elisabeth Pittermann. Die bemerkenswerte Frau ließ durch ein Statement aufhorchen, das sich in seiner Deutlichkeit wohltuend von Stellungnahmen anderer Politiker abhob: Es müsse, so Pittermann, "ins Bewusstsein kommen, dass man Israel und Juden nicht trennen kann. Was sich gegen Israel richtet, geht zum Teil auch gegen Europas Juden". Sie kritisierte, dass Israel im Konflikt mit den Palästinensern in den Medien "einseitig als Aggressor" dargestellt werde. "Ich vermisse einen Aufschrei der Europäer, wenn in Israel Frauen und Kinder ermordet werden", so Pittermann zur APA.

Die österreichischen Medien fand das Ereignis bedauerlicherweise kaum Beachtung. Mit Ausnahme des "Kurier", berichtete kein einziges österreichisches Medium über das internationale Ereignis.

Der Grund dafür könnte durchaus in Österreich selbst zu suchen sein - die österreichischen Medien wussten einfach nichts über die Brüssel-Kundgebung. Auch über eine sehr gut besuchte Solidaritätskundgebung für Israel am Wiener Judenplatz wurde lediglich in der "Gemeinde" berichtet.

Fazit: Wenn wir nicht wollen, dass ähnliche erfolgreiche Aktionen lediglich zur Selbsttherapie und zur Nabelschau verkommen, müsste die Kultusgemeinde schleunigst ihre Pressearbeit verbessern.

Mitgliedsbeitrag und Spenden

Auch hausintern stehen die Dinge nicht zum Besten: Mit 1. Jänner 2001 wurde die Kultussteuer abgeschafft und durch einen Kultusbeitrag von € 100.- ersetzt. Der Präsident hatte damit ein Wahlkampfversprechen eingelöst und hoffte, mit der Installation einer Spezialabteilung würden freiwillige Spenden die entgangenen Steuern ersetzen. Ursprünglich wurden zwei Mitarbeiterinnen rekrutiert. Eine sollte Kultusgemeindemitglieder ansprechen, die andere sollte so genanntes „externes“ Fundraising betreiben. Inzwischen bemüht sich lediglich eine Angestellte um die regulären Mitglieder. Sicher keine leichte Aufgabe. Nicht nur, dass dieses System ungerecht ist, da es auf das jeweilige Einkommen und die Vermögenssituation der Betroffenen keine Rücksicht mehr nimmt, es ist auch ineffizient, lehnt doch jeder zweite gewählte Kultusrat eine freiwillige Spende ab. Das motiviert die einfachen Gemeindemitglieder

nicht gerade. Trotzdem können einige den Argumenten und vor allem dem Charme und der Herzlichkeit von Frau Haber nicht widerstehen und spenden teilweise mehr, als sie vorher Steuer zahlten. Die Gesamteinnahmen sind jedoch auf Grund dieser populistischen Verordnung drastisch gefallen und bewegen sich inklusive Fundraising auf einem erbärmlichen Niveau. Während noch 1998 und 1999 die Steuereinnahmen mit über 10 Millionen Schilling budgetiert wurden, sanken die Einnahmen im Jahre 2001 auf 6,3 Millionen Schilling. Rechnet man den Aufwand weg, bleiben lediglich 4,3 Millionen Schilling netto in der Kassa. Bei unseren leidigen Budgetproblemen ist das leider nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Da Kultuswahlen vor der Tür stehen, befürchte ich jedoch ein Totschweigen dieser Problematik. Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Infrastruktur, nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen oder auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein. ☹️

ihre meinung an: office@nunu.at

Antidiskriminierung

Adresse <http://www.wif.wien.at/gleichstellung.htm>

Was sie schon immer über Integration wissen wollten,...
 Von Beratungs-, Service- und Sprachkursangeboten bis hin zu brandaktuellen News zu den Themen
 AusländerInnenwahlrecht,
 Öffnung des Gemeindebaus und "WohnbürgerInnenenschaft statt Integrationsdiktat", bietet auf einen Klick

www.wif.wien.at

Auf dieser Adresse auch zu finden:
die website "gleichstellung"
 mit Dialogplattform und Infos zur Antidiskriminierung

Jüdische Identität II

Von Martin Engelberg

MEINUNG

Als „Besessenheit vom Überleben“ bezeichnet Barnard Wasserstein, langjähriger Professor für Geschichte an der Brandeis University, den Zustand, von dem heute die Gemeindeführer und Denker aller Richtungen und Strömungen im Judentum erfasst sind. Er bezieht sich dabei auch auf den ehemaligen britischen Oberrabbiner Lord Jakobovits, der den Wert eines inhaltslosen, spirituell leeren Überlebens um seiner selbst willen zur Diskussion stellte.

Die Juden in Europa hätten wohl auch in der Nachkriegszeit eine wahrscheinlich unverhältnismäßig große Rolle in der Kultur europäischer Gesellschaften gespielt. Aber dadurch hätten sie keine eigene jüdische Kultur geschaffen. „Was bleibt“, bedauert Wasserstein, „ist eine Tünche der kommerzialisierten Populärkultur: Anatevka, Lokshen-Suppe, jüdische Witze. Und genau das meinen viele europäische Juden heute, wenn sie behaupten, immer noch mit jüdischen Dingen verbunden zu sein. Die Bindung hat wenig zeitgenössische Vitalität; dies ist die Nostalgie für eine trübe wahrgenommene, tote Vergangenheit, nicht die Grundlage für eine lebendige kollektive Identität“.

Als Lösungsmöglichkeit kann Wasserstein nur den Vorschlag von Richard Merienstras, eines französisch-jüdischen Intellektuellen anführen: Die verweltlichten Juden müssten ein neues Interesse an der hebräischen und jüdischen Kultur entwickeln, an der jüdischen Geschichte und an „einer Kulturpolitik der Diaspora“ – geprägt von einem Maximum an kulturellem Pluralismus.

An dieser Stelle möchte ich anhand von drei Beispielen den aktuellen Bezug zu unserer Gemeinde herstellen:



Die Haltung der I.K.G. in der Israel-Diskussion.

Es ist selbstverständlich Aufgabe der I.K.G. und des Präsidenten, zur aktuellen Situation in Israel Stellung zu nehmen. Es gilt gerade in Europa und in Österreich, falsche Berichte zu korrigieren, als Israel-Kritik getarnten Antisemitismus zu entlarven usw. Dies geschieht im großen und ganzen recht ordentlich, halbwegs gut administriert, eben mit jener erwähnten Besessenheit vom Überleben.

Wie groß wären jedoch die Möglichkeiten, diese Situation für eine Entwicklung politischen Denkens und Verstehens, einer Kultur des Disputs und der Diskussion zu nutzen – all das im besten Sinne jüdischer Tradition und gelebter jüdischer Identität.

Während der Präsident kleinlich die Israelkritischen Positionen von Dr. Bunzl oder jene (wegen der israelischen Politik) nachdenkliche Erklärung von Gemeindemitgliedern kritisiert oder sie sogar zu verhindern sucht, müsste uns doch gerade das Gegenteil ein Anliegen sein. Wir müssten doch froh und stolz sein, wenn es jede Woche Diskussionen und Symposien zum Thema Israel gäbe,

das alles selbstverständlich unter Einbeziehung der vielfältigen und kritischen Stimmen aus unserer Gemeinde.

Welche Bereicherung, welche Herausforderung wäre das doch für uns, für die Studenten und Jugendlichen unserer Gemeinde! Muss die I.K.G., muss der Präsident wirklich fürchten, die Position Israels, der israelischen Regierung käme dabei zu kurz? Überhaupt nicht: Organisiert doch Seminare, ladet Vortragende ein, macht es den Mitgliedern unserer Gemeinde (und nicht nur den üblichen, immergleichen Diskutanten) möglich, in einer Diskussion mit Dr. Bunzl zu bestehen.

Welches Potential an Engagement, Entwicklung politischen Diskurses, Wissens und Denkens, Förderung der Kultur des Disputes, des Austragens von Meinungsverschiedenheiten bleibt hier, gerade im Sinne gelebter jüdischer Identität, ungenützt!

Jüdische Kultur

Niemand kann behaupten, es gebe in Wien, in unserer Gemeinde nicht zuhauf solche Veranstaltungen, manche meinen schon fast zu viele. „Anatevka, Lokshen-Suppe, jüdische Witze, also kommerzialisierte Populärkultur, mit der wir behaupten, immer noch mit jüdischen Dingen verbunden zu sein“ - so zitierte ich weiter oben Barnard Wasserstein. Er argumentiert, dass solche folkloristischen Bindungen wenig zeitgenössische Vitalität besitzen.

Auch in unserer Gemeinde regieren Angst und Misstrauen, Kleinlichkeit und Kleinmut. Eine Erweiterung des Horizontes für jüdische Kultur, ein Heranlassen oder gar Einbinden neuer Entwicklungen und Strömungen ist vorläufig unmöglich. Obwohl es Vertreter dieser Bereiche auch in Österreich gibt, oder obwohl solche aus dem Ausland immer wieder, aber eben nicht auf Einladung unserer Gemeinde, nach Österreich kommen.

Jüdische Religion und Tradition

Das Leben der Religion und Tradition in unserer Gemeinde ist völlig erstarrt. Es gibt die bestehenden Synagogen und Bethäuser, den Religionsunterricht. Interesse und Beteiligung daran nehmen ab. Das wird beharrlich mit dem allgemeinen Trend in den Gesellschaften der westlichen Welt erklärt. Versuche, dem Trend gegenzusteuern, gibt es nicht.

Mir erscheint jedoch gerade dieser Bereich für die Erhaltung und Entwicklung des Judentums als absolut essentiell. Er ist essentiell für gelebte, vitale und sich erneuernde jüdische Identität, also für den Fortbestand unserer Gemeinde. Es muss grundlegend falsch sein, so viel Energie, Zeit und Geld in den Ausbau der wirtschaftlichen Aktivitäten, des Immobilienbestandes der I.K.G., in die Bewachung und Sicherung der immer leerer werdenden Einrichtungen zu stecken, statt in die Förderung des Lebens jüdischer Religion und Tradition.

Plastisch ausgedrückt: Ziel der I.K.G. sollte es nicht sein, möglichst jedes Mitglied unserer Gemeinde in einer I.K.G. eigenen Wohnung unterzubringen, ins Sozialsystem zu integrieren und persönlich zu bewachen (wobei die Leistungen der I.K.G. und der vielen in all diesen Angelegenheiten engagiert Tätigen unbedingt zu würdigen sind).

Ziel der I.K.G. muss es vielmehr sein, dass jedes Mitglied unserer Gemeinde - und ich meine tatsächlich jedes einzelne Mitglied - in irgendeiner Weise in jüdisches Leben eingebunden wird. Es muss gewährleistet sein, dass es effektiv für jeden (und sogar persönlich), ein Angebot - in der gesamten Vielfalt der Möglichkeiten - gibt, jüdische Religion und Tradition zu leben.

Wenn es der I.K.G. möglich ist, zum Zwecke des Fundraisings praktisch jedes einzelne Mitglied unserer Gemeinde persönlich

MEINUNG

anzusprechen (und für dieses Engagement sei der dafür verantwortlichen Dame in der I.K.G. ausdrücklich gedankt), so müssten wir, die Führung und die Rabbiner der Gemeinde, einen solchen Einsatz doch jedenfalls in einer Sache erbringen, die der bekannte amerikanische Religionswissenschaftler Arthur Hertzberg so beschreibt:

„In den letzten zweihundert Jahren war der Pluralismus das einigende Prinzip des modernen Judentums; Juden, die auf theoretischer Ebene stark voneinander abwei-

chen, können in der Praxis aber trotzdem zusammenarbeiten. Sie teilen noch immer die gleichen Überzeugungen, die die jüdischen Fraktionen schon vor zweitausend Jahren zusammenhielten“ und weiter: „Die Zionisten, die Orthodoxen und die religiösen Liberalen von heute haben zwar unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie sich Juden verhalten sollten, aber sie alle verfolgen dasselbe Ziel – nämlich die Erhaltung des jüdischen Volkes als etwas Einzigartigem, Besonders auf der Welt“.

ihre meinung an: office@nunu.at

ATTENSAM



Ihr neuer Hausbesorger

Ihre Zeit ist viel zu wertvoll und Sie haben Besseres zu tun, lassen Sie Attensam für eine zuverlässige Betreuung Ihrer Immobilie sorgen und genießen Sie die schönen Seiten des Lebens!

- Hausreinigung
- Winterbetreuung
- Grünflächenbetreuung
- Swimmingpoolservice
- Büroreinigung
- Taubenabwehr

Alle Aufträge werden in einem bewährten Organisationssystem geplant, zuverlässig durchgeführt und von speziell ausgebildeten Mitarbeitern lückenlos kontrolliert. „Unserem 24 Stunden Servicedienst mit individuellen Problemlösungen, sehen wir dabei nicht als spezielles „Extra“ an, sondern als selbstverständliche Dienstleistung“.

office@attensam.at

Telefon 0800 054 500

www.attensam.at

WIR VERBINDEN ÖSTERREICH.



Wir Eisenbahner verbinden Österreich — sicher, schnell und zuverlässig.

JEDEN TAG.

Weitere Informationen unter Telefon (01) 54641-0 oder
<http://www.oegb.at/gde>

OGB | **Eisenbahner**
Gewerkschaft

Grissenberger & Partner

Elektrogesellschaft m.b.H.

A-3324 Euratsfeld, Wassergasse 18

Telefon 07474/6504-0

Telefax 07474/6504-20

E-Mail gp.elektrogmbh@aon.at

IHR ELEKTROPARTNER



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

IMPRESSUM

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft j disches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftf hrer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grunds tzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin f r die Mitglieder der IKG und f r ihnen nahestehende, an j dischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs f rdern.

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft j disches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479
internet: www.nunu.at, e-mail: office@nunu.at, fax: +431 715054543

NU ist ein Informationsmagazin f r die Mitglieder der IKG und f r ihnen nahestehende, an j dischen Fragen interessierte Menschen.

NU will den demokratischen Diskurs f rdern.

REDAKTION:

Martin Engelberg, Erwin Javor, Helene Maimann, Eva Menasse, Peter Menasse (Chefredaktion), Saskia Schwaiger, Danielle Spera, Petra Stuibler, Alexia Wernegger, Klaus Zellhofer

ANZEIGEN:

Andrea Riedl (+43664 4047330)

DRUCK, SATZ & LAYOUT:

Druckerei Hannes Schmitz
1200 Wien, LeystraÙe 43
Telefon: +431 330 340 330
Layout: Michael Juva